

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de .

Das PDF wurde erstellt am: 23.09.2025, 19:13 Uhr.

Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Ratzeburg

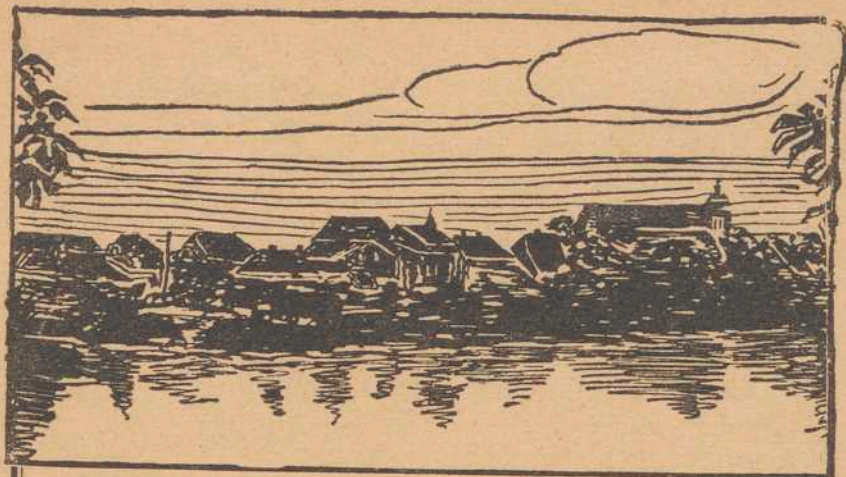
22. Jahrgang (1940)

Schönberg (Mecklb.): Druck von Lehmann & Bernhard, Verlagsbuchdruckerei, 1940

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1901000354>

Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext

21 OT P. NV 4. Bd.



Mitteilungen

des Heimatbundes
für das Fürstentum Rügen

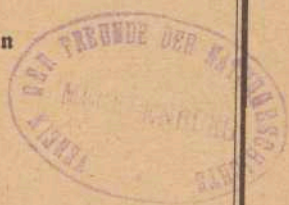
Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins

22. Jahrgang

März 1940

Nummer 1

Alle Rechte vorbehalten



Druck von Lehmann & Bernhard, Verlagsbuchdruckerei
Schönberg (Meckl.)

Der Verein führt den Namen:

Heimatbund

für das Fürstentum Rastenburg

Eingetragener Verein.

Sitz des Vereins ist Schönberg i. Meckl.

Führer des Heimatbundes ist Amtsgerichtsrat Dr. Marung. Im Führerrat: Konzektor Fr. Buddin als Schriftführer u. Museumsverwalter, Buchhändler D. Hempel als Kassenwart, ferner: Hauptpastor H. Rüdiger, Bürgermeister a. D. W. Molzow, Forstmeister P. Kayfing, Schulze H. Burmeister in Kleinfeld bei Schönberg (Meckl.).

Die „Mitteilungen“ erscheinen dreimal im Jahre und zwar im März, Juli und November. Sie gehen den Mitgliedern unentgeltlich zu. Jahresbeitrag 3 Reichsmark nebst 30 Pfg. mehr, wenn Postversand der Hefte nötig.

Die bis jetzt erschienenen 21 Jahrgänge können nachbezogen werden, solange der Vorrat reicht. Preis nach Vereinbarung.

Geldsendungen für den Heimatbund s. d. Fürstentum Rastenburg auf Postcheckkonto Hamburg 19419.

Inhalt dieses Heftes: Die Törber Eiche (zum Titelbild), von Fr. Buddin. — Bericht des Forstjunktors von Jasmund am 3. Dez. 1801 über die Beschaffenheit der Rastenburger Forsten (aus dem Geheimen und Haupt-Archiv in Schwerin.) — Ein geologisches Profil quer durch die Schönberger Mulde (mit eingelegter Karte) von Geheimrat Professor Dr. Range, Berlin. — Die Umwandlung des Domstifts Rastenburg im Jahre 1504, von Pastor Fischer-Hübner, Lübeck. — Ut Grieben, plattdeutsches Dönnen, von L. Benid, Lübeck. — Kleine Mitteilungen: Noch einmal Kühnel und der Ortsname Grieben (von Studienrat Dr. Beder, Rostock). — Druckfehlerberichtigung betr. „pollsur“ (Vd.) — Renzow, Rodenberg, und Renzow, Gostorf (Vd.) — Zur Sage vom „Strietlann“ in Rodenberg (Wilh. Möller, Hamburg).

Das Heimatmuseum am Kirchplatz ist von Mai bis Oktober in der Regel an jedem ersten Sonntag im Monat nachm. von 4—6 Uhr geöffnet. Sonst Meldung beim Hauswart F. Ahlwardt, der im Museumsgebäude wohnt. Eintritt 50 Pfg., Kinder 30 Pfg. Sonderbestimmungen sind im Aushang bekanntgegeben.

Mitteilungen des Heimatbundes für das Fürstentum Rastenburg

Herausgegeben von Fr. Buddin, Schriftführer des Vereins

Inhaltsübersicht von Jahrgang 22, 23, 24

22. Jahrgang (1940):	Heft 1, 2, 3
23. " (1941):	" 1, 2, 3
24. " (1942):	" 1, 2/3

A. Dichterische Einleitungen.

Die Bucht der bunten Fische. Von Heinrich Alexander Stoll XXIII, Nr. 1

B. Aus der Geschichte des Vereins.

I. Mitgliederverzeichnis (auf der 3. Umschlagseite).

Nr. 802—808	XXII, Nr. 2
Nr. 809—818	XXIII, Nr. 2
Nr. 819—823	XXIV, Nr. 1
Nr. 824—832	XXIV, Nr. 2

II. Mitgliederversammlungen

28. März 1940 bei W. Boye (Kassenbericht)	XXII, Nr. 2
10. Dezember 1940 in „Spehrs Hotel“	XXIII, Nr. 1
30. April 1941 in Hotel „Stadt Lübeck“	XXIII, Nr. 2
22. Oktober 1941 in Hotel „Stadt Hamburg“	XXIII, Nr. 3
18. Dezember 1941 in „Spehrs Hotel“	XXIV, Nr. 1
28. April 1942 bei W. Boye	XXIV, Nr. 2

III. Vorträge (nur in Mitgliederversammlungen):

28. März 1940: Studienrat Toll, Schönberg: Das Lebewesen und seine Umwelt	XXII, Nr. 2
10. Dezember 1940: Regierungsbaurat Dr. Mütther, Schönberg: Baugestaltung im Dritten Reich	XXIII, Nr. 1
30. April 1941: Landwirtschaftslehrerin Frä. Eggerß, Schönberg: Neuzeitl. Aufstieg der alten Handweberei	XXIII, Nr. 2
22. Oktober 1941: Kirchenrat Schmidt, Schwerin: Geschichte der 12 alten Schönberger Bauernstellen	XXIII, Nr. 3
18. Dezember 1941: Rektor Meese liest Kapitel 43 aus der Stromtieb	XXIV, Nr. 1
28. April 1942: Plattdeutscher Jahresbericht des Schriftführers, Rektor Meese liest aus „Kräuger Volks“ von Helmuth Schröder	XXIV, Nr. 2
20. November 1942: Mittelschullehrer Bittenje, Lübeck: Von den Ziegeleien des Mittelalters	XXIV, Nr. 1

IV. Ausflüge konnten nicht stattfinden.

V. Veranstaltungen ebenfalls nicht.

C. Lebensbeschreibungen und Nachrufe, auch Familiengeschichtliches.

Professor Dr. Otto Becker (zum Titelbild) einer der letzten Rakeburger Domschüler. Von Theodor Göhe	XXII, Nr. 2, S. 1—20
Stammtafel der Becker	XXII, Nr. 2, S. 20
Wer war Kühnel. (Mit Bild). Von Fr. Buddin	XXII, Nr. 2, S. 37
Zur Geschichte der Schulzenfamilie Busch in Rodenberg (Bild vom Bachhaus, auf der Titel- seite). Von Wolfgang Busch, Tarnow	XXII, Nr. 3, S. 41—48
Wilhelm Möller, Hamburg, † (Nachruf). Von Bd.	XXIII, Nr. 1, S. 10—11
Zur Erinnerung an Friedrich Visch (mit Bild auf der Titelseite). Von Robert Velk	XXIII, Nr. 2, S. 18—21
Die Faasch im Lande Rakeburg. Von Rudolf Faasch	XXIII, Nr. 2, S. 29
Helmuth Schröder zu seinem 100. Geburtstag. (Mit Bild auf der Titelseite). Von Fr. Buddin	XXIV, Nr. 1, S. 1—6
Zur Geschichte der Familie Wigger in Rüschenbed. Von Hartwig Holst	XXIV, Nr. 1, S. 16
Oberkirchenrat Dr. h. c. Krüger-Haye (Nachruf)	XXIII, Nr. 3
Professor Dr. Kolz in Rostod (Nachruf)	XXIV, Nr. 1
Professor Dr. Dr. h. c. Robert Velk (Nachruf)	XXIV, Nr. 2/3

D. Vorgeschichte.

Petersberg-Donarsberg? Von Hans Vid . . .	XXIII, Nr. 2, S. 31
---	---------------------

E. Bau- und Kunstgewerbliche Abhandlungen.

Ein Holzschnitt vom Titelblatt einer Lüneburger Bibel v. J. 1650	XXIII, Nr. 1, S. 1
Erläuterung dazu (mit Initialen). Von Fr. Buddin	XXIII, Nr. 1, S. 2—3
Lüneburg, eine der ältesten niederländischen Drucker- städte. Von Dr. Friedr. Allerding	XXIII, Nr. 1, S. 4—7
Zur Geschichte der Schönberger Mühlen (mit Bild auf der Titelseite und Plan von 1795). Von Fr. Buddin	XXIII, Nr. 3, S. 34—45

F. Kulturgeschichtliche Beiträge.

Die Umwandlung des Domstifts Rakeburg. Von Pastor Fischer-Hübner	XXII, Nr. 1, S. 12—14
De Smilower Döp (mit Abbildung). Von demselben	XXII, Nr. 2, S. 21—23
De Henkelpott (mit Abbildung). Von Hermann Warnte, Lankow	XXII, Nr. 2, S. 25—27
Vom Kommeldeus. Von J. Warnde	XXII, Nr. 2, S. 28—30
Bergilbte Blätter sprechen. Vom Herausgeber	XXII, Nr. 2, S. 31—33
Regulierung der Feldmarken im Rakeburgischen. Von Forstmeister Naying	XXII, Nr. 2, S. 34
Über das Beiern. Von Fr. Buddin	XXII, Nr. 3, S. 64
Zu „Seiger“. Von Otto Stein	XXII, Nr. 3, S. 64
Das Bächterregister in Rodenberg von 1525 (mit Photokopie). Von Wolfgang Busch	XXIII, Nr. 1, S. 8—9
Römische Ziffern in alter Schreibweise	XXIII, Nr. 1, S. 9
Briefe von Superintendent Masch an Nauwerk. Von H. Meese	XXIII, Nr. 1, S. 14—15

Ein Rakeburgisches Besitzinventarium aus dem Jahre 1688. Aus dem Alten des Domarchivs mitgeteilt von Heinrich Alexander Stoll.	
Bild auf der Titelseite: Das Neumannsche Epitaph v. J. 1679 im Rakeburger Dom. Beihest zu Spuren von Siedlern aus dem Bardengau im Lande Rakeburg. Von Dr. Friedrich Allerding . . .	XXIII, Nr. 2
Der Messingbrenner Hans Gründt	XXIV, Nr. 1, S. 7—10
Das Lechel (mit Abbildung). Von Hermann Warnte	XXIV, Nr. 1, S. 12—13
Der Hopfenbau. Vom Herausgeber	XXIV, Nr. 2/3, S. 36—38
Zur Geschichte des Schönberger Bauhofes (mit Bild auf der Titelseite und Karte von 1814). Von Fr. Buddin	XXIV, Nr. 2/3, S. 39
	XXIV, Nr. 2/3, S. 18—25

G. Sprachliches.

Ut Grieben. Von L. Benid	XXII, Nr. 1, S. 14
Kühnel und der Ortsname Grieben. Von Dr. Beder	XXII, Nr. 1, S. 15
Follfuer. Vom Herausgeber	XXII, Nr. 1, S. 16
Allerlei Erlebnisse aus Holland. Von Wilh. Möller †	XXII, Nr. 2, S. 23—24
De Denkelpott. (Mit Abbildung). Von Hermann Warnte, Lanow	XXII, Nr. 2, S. 25—27
Vom Kommeldans. Von J. Warnte	XXII, Nr. 2, S. 28—30
Wer war Kühnel (mit Bild). Von Fr. Buddin	XXII, Nr. 2, S. 37
Ein Wedderseen . . . (Holst. Platt). Von Rudolf Bedmann	XXII, Nr. 3, S. 53—55
Rechtl. Ortsnamen kirchlichen Ursprungs? Von Fr. Buddin	XXII, Nr. 3, S. 61
Was bedeutet der Name Köggelin? Von Otto Stein	XXIV, Nr. 2/3, S. 39

H. Sagen und Volksaberglauben.

„Strietkann.“ Von Wilh. Möller, Hamburg	XXII, Nr. 1, S. 16
Petersberg-Donarsberg? Von Hans Vid	XXIII, Nr. 2, S. 31

J. Volkserzählungen.

Zur Geschichte der Dörfer Rodenberg, Rüschenbeck und Papenhufen. Von Wolfgang Busch	XXIII, Nr. 2, S. 28—29
Zwei alte Falsinger Geschichten. Von Wilh. Möller †	XXIV, Nr. 1, S. 11—12
Zum Brand von Hamburg 1842	XXIV, Nr. 1, S. 15

K. Flurnamen.

Flurnamen in Rüschenbeck und Papenhufen (mit Karten-Flizze). Von Fr. Buddin	XXIII, Nr. 2, S. 22—27
Flurnamen auf Bauhof Schönberg (mit Karten-Flizze). Von Fr. Buddin	XXIV, Nr. 2/3, S. 26—32

L. Naturwissenschaftliches und Geographisches.

Die Törber Eiche (zum Titelbild). Vom Herausgeber	XXII, Nr. 1, S. 2
Bericht 1801 über Rabeburger Forsten	XXII, Nr. 1, S. 3—9
Geol. Profil durch die Schönberger Mulde (mit Karte). Von Prof. Dr. Range	XXII, Nr. 1, S. 10—11
Ist der Fliegenpilz unter Umständen essbar? Von Fr. Buddin	XXII, Nr. 2, S. 38
Die Frösche werden seltener? Von Stud.-Nat Toll Neuer Binnenland-Brutplatz der Sturmmöve. Von Stud.-Nat Toll	XXII, Nr. 2, S. 39
Pappeln. Von L. Benid	XXII, Nr. 3, S. 63
Froschkonzerte. Von L. Benid	XXIII, Nr. 1, S. 16
Ein Ameisenest (m. Abbildung). Von L. Benid	XXIII, Nr. 3, S. 46

M. Museumsangelegenheiten.

Umfragen zum Jungfernfahren. Von Fr. Buddin	XXII, Nr. 2, S. 40
Bauernwappen? Von Fr. Buddin	XXII, Nr. 3, S. 51—52
Wo ist der Willkomm der Stellmacher geblieben? Von Wilh. Möller	XXII, Nr. 3, S. 60
Zum Buschwappen. Von Fr. Buddin	XXIII, Nr. 1, S. 16
Wie alt ist das Brusttuch unserer Bauerntracht? Von Heinrich Alexander Stoll	XXIII, Nr. 2, S. 31—32
Tönen und Schrien. Von Fr. Buddin	XXIII, Nr. 3, S. 47
Ein Stück Trachtengeschichte. Amtsprotokoll . .	XXIII, Nr. 3, S. 48

N. Buchbesprechungen.

(Wenn nicht anders bezeichnet, vom Herausgeber).

Hermann Milenz, Medl. Musikgeschichte	XXII, Nr. 2, S. 35
Ernst Schlee, Deutsche Volkskunst. Bespr. von J. Warnde	XXII, Nr. 2, S. 36
Wilhelm Reese, Dei Herr	XXII, Nr. 3, S. 56—59
Medl. Voß un Haas-Kalender 1941	XXII, Nr. 3, S. 60
Nordelbingen, Bd. XVI. Bespr. von J. Warnde	XXIII, Nr. 2, S. 30
Medl. Voß un Haas-Kalender 1942	XXIII, Nr. 3, S. 47
Hinrich Kruse, Niederdeutsche Volksgeschichten Gustav Friedr. Meyer, Brauchtum der Jung- mannschaften in Schleswig-Holstein. Bespr. von J. Warnde	XXIII, Nr. 3, S. 47
Friedrich Schult, Frühes plattdeutsches Kabinett. Bespr. von Hans Vid	XXIV, Nr. 1, S. 14
„Blau“. Bespr. des Medlenb. Wörterbuches Lieferung 8. Von Erwin Saß	XXIV, Nr. 1, S. 14
Heimatkalender für den Kreis Schönberg Jahrgang 1941	XXIV, Nr. 2/3, S. 33—35
	XXII, Nr. 3

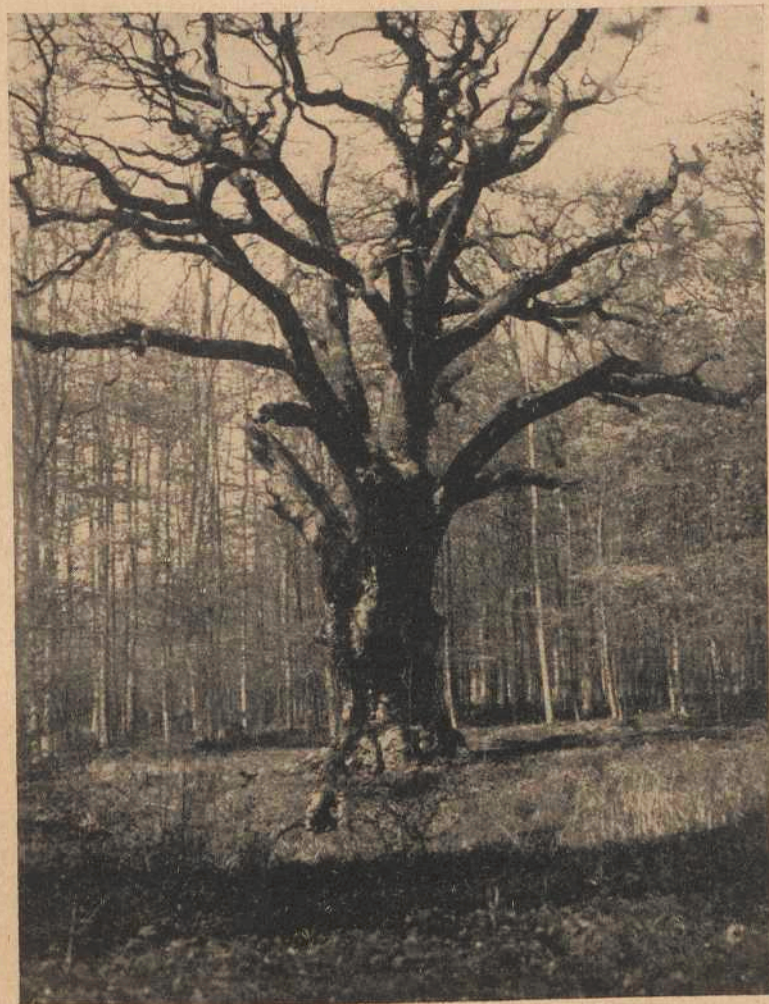
Mitteilungen

des Heimatbundes für das Fürstentum Rastenburg

22. Jahrgang

März 1940

Nr. 1



Aufnahme Kurt Montag

Die Törber Eiche

Die Törber Eiche

ist ein beliebtes Ziel für Sonntagsausflüge und Schulfahrten. Man erreicht sie zu Fuß von Grieben aus über den Mezenberg, von hier aus links ab den Weg an der ehemaligen Landesgrenze entlang gehend, bis man an die Straße von Törber nach Volkshagen kommt. Oder man fährt über Lübbe nach Törberhals und von hier aus nach Törber. Die Eiche (es gibt eigentlich zwei, aber die andere ist etwas kleiner und darum wohl auch jünger) steht wenige Meter südlich von dem Wege, der nach Volkshagen führt und den Törber Zuschlag durchschneidet. Bei der Zusammenstellung der FURNAMEN von Grieben (M. Juli 1938, S. 30) habe ich die Törber Eiche kurz erwähnt, obgleich sie jenseits der ehemals radeburgischen Grenze zu finden ist. Sie gehört zum Forstrevier Vitenje. Aber die Buschoppel von Stelle I in Grieben legt sich breit an den Törber Zuschlag, als wenn sie ein Bestandteil von ihm wäre. Daher die Nennung.

Pastor Heinrich Schreiber gibt in seiner Schrift „Rehna als Dorf, Kloster und Stadt“ folgende Maße des Baumes an: Umfang etwa 25 cm von der Erde mit den unteren Wurzeln 13 m 83½ cm, ohne Wurzeln 9 m 53 cm. In einer Höhe von etwa zwei Metern mißt sie 7 m 20 cm. Das war vor 1903, wo das Buch erschien. Kürzlich brachte Oberforstmeister a. D. von Arnswaldt in den Meckl. Monatsheften (Juli 1939) einen Aufsatz über „Die starken Eichen in Mecklenburg“. Für die Törber Eiche gibt er 8,15 Meter Umfang an. Das wäre rund ein Meter mehr, als die Messung von Pastor Schreiber angibt. Nun werden aber die Bäume heute in Brusthöhe gemessen, 1,30 m vom Boden. Es wäre demnach falsch, wenn man auf ein entsprechendes Wachstum schließen wollte. Eichen sind in ihrer ersten Jugend ziemlich raschwüchsig, aber bei so alten Exemplaren, wie sie hier zur Rede stehen, ist die Stärkezunahme sehr gering. Als Beispiel zieht der Herr Oberforstmeister die Eiche von Wöbbelin heran. Sie muß, so schreibt er, schon ein auffallend stattlicher Baum gewesen sein, als Theodor Körner wenige Tage vor seinem Heldentode unter ihr ruhte. Sie hat heute, 126 Jahre nach Körners Bestattung, einen Umfang von vier Metern, entsprechend einem Durchmesser von rund 1,30 m.

Bekannt und berühmt ist die Eichengruppe im Park von Jvenad (Kreis Malchin). Es sind ihrer 11. Die stärkste hat 12 Meter Umfang, ist 31 Meter hoch und wird auf ein Alter 1300 Jahren geschätzt. Sie gilt allgemein als die stärkste Eiche Deutschlands. Aber auch ihre Nachbarn in der Gruppe sind gewaltige Riesen. Zwei messen über 9 Meter, vier über 8, zwei über 7 und noch zwei über 6 Meter. Auch im Garten von Burg Schütz bei Malchin steht eine Eiche von 8,50 Meter Stärke. Ein prachtvoller Baum ist die im Gemüsegarten des Gutes Lehßen bei Wittenburg (Kreis Hagenow) stehende Eiche von 9 Meter Umfang. Oberforstmeister von Arnswaldt, dessen Aufsatz die vorstehenden Angaben entnommen sind, schreibt, daß ihm von den Kreisbeauftragten für Naturschutz im Gau Mecklenburg bis jetzt 472 Eichen mit einem Stammumfang von mehr als fünf Meter gemeldet seien. Davon haben 151 über 6 Meter, 38 über 7 Meter, 19 über 8 Meter, 6 über 9 bis 10 Meter und eine über 12 Meter. Besonders reich an solchen starken Eichen ist der Kreis Waren. Nicht weniger als 72 dieser Riesen sind dort zu finden. Die stärksten stehen in Rothenmoor beim Forsthaufe mit 9 und 8½ Meter, eine an der Straße Dahmen—Malchin mit 9,30, die „Kroneiche“ in der Stadtforst Köbel mit 8,80 usw. Unsere Törber Eiche hat also bei einem Wettbewerb ihre Not, hier mitzukommen. Wir sehen, daß Mecklenburg sehr reich an starken Eichen ist, vielleicht reicher als irgendein anderer deutscher Gau.

Allerunterthänigster Bericht

des Forstjunktors von Jasmund vom 3. Dezember 1801 über die Beschaffenheit der Rakeburger Forsten.

Akten der Landesregierung von Meckl.-Strelitz. Acta Cam., Forsttaxen, Vol. Ia—b im Mecklenburgischen Geheimen und Haupt-Archiv zu Schwerin.

Vorbemerkungen.

Herzog Carl von Mecklenburg, geb. 1741, wurde 1794 der Nachfolger seines älteren Bruders Adolf Friedrich IV. (Dörchläuchting). Auf dem Wiener Kongreß erhielt er 1815 den Titel Großherzog. Am 6. Nov. 1816 ist er gestorben. Er war der Vater von der am 19. Juli 1810 heimgegangenen Königin Luise von Preußen.

Karl Friedrich Heinrich von Jasmund, geb. 3. 12. 1775 zu Möllenbeck, Herr auf Godenswege bei Burg Stargard (mit seinem Bruder Ludwig zusammen), wurde Meckl.-Strel. Oberforstmeister. Er vermählte sich 8. 6. 1804 zu Röddlin mit Karoline Ernestine von der Goltz (* Heinrichsdorf 29. 6. 1782, † Schwerin 1. 4. 1864) und ist 2. 5. 1841 zu Parchim gestorben. Die Linie ist im Mannestamm erloschen.

Eine Verwandte von ihm war Charlotte von Jasmund, die erste Frau des Staatsministers von Meckl.-Strelitz August von Derßen (∞ 8. 5. 1800) und damit die Mutter unseres Schönberger Justizrats C. L. von Derßen (* 15. 2. 1801 in Neustrelitz, † 24. 9. 1871 in Schönberg). Vgl. M. IV, 4. Charlotte von Derßen geb. von Jasmund stand der Königin Luise besonders nahe. Sie ist 21. 8. 1780 zu Kassel geboren und 13. 1. 1818 zu Neustrelitz gestorben. Ihr Vater Ludwig Helmuth Heinrich von Jasmund, geb. 3. 9. 1748 zu Röddlin, starb 16. 3. 1825 als Württemb. Staatsminister in Stuttgart. Ihr Gatte, der Strel. Staatsminister August von Derßen, gest. 3. 4. 1837 in Berlin, ist Herr auf Klockow i. Meckl.-Strelitz gewesen.

Der Bericht des Forstjunktors und späteren Oberforstmeisters Carl von Jasmund an den Herzog Carl lautet wie folgt:

Durchlauchtigster Herzog
Gnädigster Herzog und Herr.

Bei Gelegenheit der Commission, welche Ew. Herzoglichen Durchlaucht dem Kammerrath von Dewitz und mir am 4. September d. J. allergnädigst aufzutragen geruhten, erhielt ich von Ew. Herzoglichen Durchlaucht die mündliche Instruction, die Rakeburgischen Forsten so viel als möglich in Augenschein zu nehmen und einen unterthänigsten Bericht nach meiner Zurückkunft darüber zu erstatten. Ich habe Dasjenige, welches ich während der kurzen (Zeit) meines dortigen Aufenthalts bemerken konnte, gesammelt und lege es Ew. Herzoglichen Durchlaucht hierdurch gehorjamst zu Füßen.

Unter den Ausdruck — Rakeburgische Forsten — darf man durchaus keine Waldungen verstehen. Sie bestehen alle aus einzelnen Zuschlägen von circa 500—100 000 Q. R., aus Communion-Weiden, worauf einzelne Bäume stehen, aus Kämeln, kleinen Plätzen und aus den einzelnen Eichen, welche bei der Regulierung der Dorfschaften für die Forst reserviert worden sind. Das Weichholz, welches außerhalb den Zuschlägen angetroffen wird, steht größtenteils den Bauern zu, und sie haben es nebst den Grund und Boden bei der Regulierung zu ihrer privaten Benützung erhalten, ohne daß das Forstdepartement eine Aufsicht darüber führt.

Es scheint mir der Deutlichkeit wegen zweckmäßig zu sein, wenn ich diesen Bericht in zwei Theile zerfallen lasse, und zwar in den 1.ten Theil von

Zuschlägen, und in den 2.ten von den mit den Bauern in Communion liegenden Forsttheilen rede. Dieser 2-te Theil wird mir zugleich Gelegenheit geben über die Nothwendigkeit der Regulierung meine Bemerkungen zu machen.

Rageburg enthält 5 Forsten und eine separierte Holzwärterei. Ich werde sie einzeln nahhaft machen und das wichtigste bei jeder so erwähnen, wie es mir bei der Besichtigung erschienen ist. Da die Vermessung der Forsten einen Stillstand erlitten hat, so kann ich nicht allenthalten die Größe der Zuschläge genau angeben. Ich hoffe aber doch derselben nahe zu kommen.

1.) Die Schönberger Forst, welche unter dem Förster Wicht steht. Sie enthält an Zuschlägen:

den Büchenberg. Die Hälfte desselben ist mit Büchen gut bestanden, die andere Hälfte war Schönberger Meiereiacker und ward ihrer geringen Güte wegen an die Forst abgetreten. Sie ist mit Eichen besamt, die jedoch noch zu klein sind, alsdaß man mit völliger Gewißheit über das Fortkommen derselben urtheilen könnte. Indessen hatte der Förster hierzu die beste Hoffnung, indem er sich auf Erfahrungen berief, welche das Gedeihen fast aller Eichen-Ansammlungen bestätigten. Die Rageburgischen Forstbeamten ziehen die Eiche, wenn sie auf strengem Boden angezogen wird, im allgemeinen den übrigen Holzarten vor, und ich muß gestehen, daß sie in jenen Gegenden vorzüglich schnell aufwächst und als Bauholz mit keiner anderen dort anzuziehenden Holzart vertauscht werden kann. Die Größe des Büchenberges ist 42 782 Q. R.

In der Schönberger Forst ist dies der einzige Zuschlag welcher bemerkt zu werden verdient. Alles übrige Holz liegt in Kämeln, Gemeinweiden und ohnerachtet der großen Anzahl Dörfer, welche diese Forst in sich schließt, wird hier wenig oder gar nichts bei den vielleicht eintretenden Regulierungen als privater Forstgrund acquirirt werden können.¹⁾

2. Die Hohemeiler Forst. Der Förster Salomon führt die Aufsicht über diese Forst. Unter den Rageburgischen Forsten ist sie die kleinste, wird aber der großen Kiefernzuschläge wegen für die Zukunft von der äußersten Wichtigkeit werden.²⁾ An Zuschlägen enthält sie:

a.) den Havelkoff-Strang, welcher ganz mit 40 bis 50jährigen Büchen bestanden, und deshalb nicht eingegraben ist. Die Größe desselben beträgt 2620 Q. R.

b.) die Bauern-Busch-Nachkoppel, ward 1792 bei der Selmsdorfer Regulierung von den Bauern abgetreten und ist größtentheils mit Büchen bestanden. Das übrige ist theils mit Eichen besamt, theils vom Förster benutzt worden, um den Boden mürbe zu machen. Ihre Größe ist 7189 Q. R.

c.) der Selmsdorfer Hof-Zuschlag. Er ward 1792 vom Selmsdorfer Hofacker abgenommen. Ohngefähr 15 000 Q. R. von demselben sind mit Büchen gut bestanden, und von dem unbestandenen Theil ist die Hälfte noch nicht besamt. Die Veruche Buchen anzuziehen sind hier mislungen und Kosten und Zeit verloren. Das Zweckmäßigste wäre die Stellen wo die Buchen misrathen sind, von neuem mit Eichen zu besamen. Der Zuschlag enthält im Ganzen 33158 Q. R.

d.) Ein Kiefern und Rothtannen Zuschlag, welcher 1792 vom Selmsdorfer Hofacker abgenommen worden ist. Dieser Zuschlag ist bis auf einen Stamm von 5000 Q. R. mit Kiefern und Rothtannen besamt.

Die ersteren befinden sich in dem geschlossensten und besten Wuchs und ich gestehe nie eine bessere Anlage dieser Art gesehen zu haben. Die letzteren hingegen sind sehr zurückgeblieben, und ich würde überhaupt rathen, keine ferneren Versuche zu machen die Rothtannen im Freien anzuziehen, da die-

¹⁾ Schönberg ist erst 1842 reguliert.

²⁾ Vgl. Horn, Zur Geschichte des Kirchspiels Selmsdorf, Band II, S. 279.

fer Baum unter diesen Umständen sehr schwer emporzubringen ist und die Benutzung auf Dedelschächte, Bohnenstangen, Schlete und Bohlstämme fast gänzlich verloren geht, indem die sämtl. Ansammlungen, welche ich im Ragerburgischen angetroffen, sich im 20 bis 30sten Jahre erst schließen können. Von dem oben angeführten Kamp behauptete der Förster, daß er ihm 1792 vom Oberjägermeister von Moltke als Acker gegeben worden sei, woran ich jedoch zweifle, da er auf der Karte und im Meßregister zum Zuschlag gerechnet wird. Das ganze soeben beschriebene Revier hält 41129 Q.R.

e.) In dieser Gegend befindet sich ein Kiefern-Revier, welches halbwüchsigte Kiefern enthält, aber vom Winde sehr gelitten hat. Es ist 29 862 Q.R. groß.

f.) das Sandland, welches 1792 die Selmsdorfer Bauern längs der Trave abgetreten haben. Es wird auf Johanni des Jahres 1802 privativer Forstgrund, und muß, weil die Bauern es bis dahin benutzen, noch angefaet werden. Einen kleinen Teil davon haben die Bauern jedoch schon abgetreten, welcher auch in diesem Jahre besamt worden ist. Die Größe dieses Revieres beläuft sich auf 70 000 Q.R.

g.) das Sandland, welches von den Teschoern Bauern in dieser Gegend abgetreten worden, ist ganz mit Kiefern besamt, die jedoch sehr schlecht stehen. Wahrscheinlich muß die Besamung wiederholt werden. Es hält 26 853 Q.R.

h.) außerdem befinden sich in dieser Gegend 2 kleine Schonungen, worauf 20—30 jährige Kiefern befindlich sind.

i.) der Papenhagen und Winkelsaal ist 1793 von den Dorfschaften Zarnewenz und Schwanebeck abgetreten worden. Dieser Zuschlag besteht aus Eichen, Büchen, u. alten Koppeln mit Rämeln durchschossen, worauf allerlei Holz befindlich ist. Die Koppeln sind mit Eichen besamt, und das Ganze trägt noch jetzt das Gepräge der ehemaligen Communion mit den Bauern. Der Zuschlag hält 18 782 Q.R.

k.) der Sülsdorfer Zuschlag ist wie der soeben beschriebene beschaffen, aber noch nicht völlig besamt. Seine Größe ist 11 226 Q.R. Außer diesen Zuschlägen befinden sich keine anderen in dieser Forst. Die Dorfschaft Lauen kann aber, wenn sie reguliert werden sollte,*) ein Terrain längs der Trave abtreten, welches mit der Hohenmeile in Verbindung kommt.

Die sub lit. d, e, f, g, h beschriebenen Stücke und die noch zu acquirierenden Sandberge bei Lauen machen ein zusammenhängendes Revier von ohngefähr 187 000 Q.R. aus, welches längst der Trave gelegen ist und dieser guten Lage und der in dieser Gegend vorzügl. hohen Holzpreise wegen, eine ansehnliche Rente für die Zukunft verspricht. Wenn man annimmt, daß in 100 Jahren 50 Alstr Holz auf einen Morgen von 100 Q.R. gehauen werden können, wenn der Kloster Kiefernholz als Bauholz verkauft 15 bis 20 Thl. gilt, wie dies in jener Gegend der Fall ist, und 50 jährige Kiefern schon als Bauholz benutzt werden, so wird sich die jährliche Rente dieses Reviers demaleinst gewiß auf 6000 Thl. belaufen.

3.) Die Rupensdorfer Forst. Der Förster derselben heißt Boldt.**) Diese Forst enthält viele Zuschläge, welche durch die Regulierung der Dorfschaften sehr vermehrt werden können. Ich werde hier keine Beschreibung der einzelnen Zuschläge liefern, sondern nur im allgemeinen dasjenige anführen, was bemerkenswert ist, da im sub. A. beiliegenden Verzeichnis des Försters Boldt dieselben genau beschrieben sind. Die Größe sämtl. Zuschläge beläuft sich auf 29 343 Q.R. Es bleibt mir daher Folgendes zu erörtern übrig.

*) Die Regulierung von Hof und Dorf Lauen erfolgte 1839. Vgl. M. XIII, Heft 3.

**) Kammeringieur Adolf Georg Boldt.

a.) das Feld der Dorfschaft Rupensdorf gränzt am Schönberger Büchenberg. Bei einer eintretenden Regulierung würde es an Rämeln, Holzplätzen und Ackerstücken ohngefähr 25 000 Q.R. abtreten können.⁵⁾ Die angränzenden Stücke sind der Büchenberg von . . . 42 782 Q.R.
ferner Spreenshörn von . . . 3 600 "

Danach könnte dies hier entstandene zusammenhängende Revier betragen 71 382 Q.R.

Wenn in Zukunft der Selmsdorfer 9. Schlag von 17 479 Q.R. dazugenommen würde, so käme durch diesen das Heydenholz oder der Selmsdorfer Hofzuschlag von 33 158 Q.R. mit dem Ganzen in Verbindung, welches dann ein zusammenhängendes Revier von 122 019 Q.R. ausmächte.

b.) Auf den Lenschower und Hernburger Feldmarken können große Reviere mit Kiefern angefäet werden. Bei Lenschow hat die Abtretung des Ackers keine Schwierigkeiten, weil es eine Herzogl. Meierei ist. Der bei weitem größte Teil des Ackers liegt in 9 Schlägen, wovon jeder Schlag zweimal Hochen trägt, ohne daß ein zweiter besäet wird. Der Turnus ist daher 18 jährig, welches genugsam beweist, wie schlecht der Boden sein muß. Herrnburg müßte jedoch erst reguliert werden, wenn hier privater Forstgrund acquiriert werden sollte.

c.) Auf der Lüdersdorfer und Balingen Feldmark ist ein Stück Landes befindlich, welches bei einer eintretenden Regulierung in Zuschlag gelegt werden kann. Die Größe desselben weiß ich nicht anzugeben; indessen hat sie mir beträchtlich geschienen.

4.) Die Schlagsdorfer Forst. Diese Forst hat der Oberforstmeister von Wiede unter seiner eigenen Aufsicht. Sie enthält viele Zuschläge, welche zum Theil genau und forstmäßig vermessen und in ein Forst-Hauptbuch eingetragen worden sind. Es sei mir erlaubt, verschiedene Bemerkungen über dieses Forst-Hauptbuch zu machen. Das Forst-Hauptbuch ist die Grundlage eines guten Forst-Haushalts. Es ist das Inventarium desjenigen, womit gewirtschaftet werden soll, verbunden mit einem Thema zur Übersicht des jährl. Forstertrages. Wenn nun ein solches Forst-Hauptbuch eingerichtet ist, so muß aus demselben der jährl. Etat entworfen werden. Fällt dieser kleiner aus als die Consumtion, so muß diese verringert werden oder man geht wissentlich dem Zeitpunkte entgegen, wo es mit dem Holze ein Ende hat. In diesem Falle hat es doch den wesentlichen Nutzen, daß es wenigstens den Zeitpunkt eines eintretenden Holzmanns weiter hinaussetzt, indem es Ordnung in den Forstbetrieb bringt und dadurch den Forstmann abhält ins wilde Hundert hinein zu wirtschaften. Zugleich verschafft es dem oberen Collegium die nötige Übersicht über das Ganze der Forsten, ohne welche Übersicht im Allgemeinen alle Staats- und Privatgeschäfte einen langsame und unrichtigen Gang gehen, ohne welche Vorurtheile entstehen und Einseitigkeiten nothwendig stathaben müßten. Der Oberforstmeister von

⁵⁾ Die Regulierungsurkunde von Rupensdorf ist 14. 12. 1809 unterzeichnet. Zum Rupensdorfer Forsthof gehörende Ländereien (einstmals Oberförsterei, jetzt Büdnerei 1) wurden ebenfalls der Regulierung unterworfen und 3. T. zur Forst gelegt. Die Hauswirte mußten, wie auch anderswo, Holzkoppeln von je 16 Schffl. Aussaat anlegen, was bei den vier Stellen (eine 5. ist 1809 von ihrem Besitzer Lenschow der Herzogl. Kammer geschenkt worden) im Anschluß an die Rupensdorfer Forst (im Volksmund „Bäckenbarg“) geschehen ist. Der Forsthof war ursprünglich eine Stelle VI. Als die Försterei 1835 nach Schönberg kam, fielen die restlichen Ländereien an Hof Lockwisch. Vom Dorf Lockwisch waren bei der dortigen Regulierung (22. 5. 1815) bereits 12 600 Quadratruten an Hof Lockwisch gefallen, zugleich aber auch 20 900 Quadratruten an die Herzogl. Forst (vgl. M. XIV, 4, S. 59). Die Holzkoppeln von Dorf Lockwisch liegen 3. T. in der Rupensdorfer Forst.

Wickede hat in dem von ihm errichteten Forsthauptbuch die Reviere in 60 und zwar im Walde bestimmt abgesteckte Gehäue eingetheilt.⁶⁾

5.) Die Carlower Forst. Des Försters Wegener Adjunctus Boldt hat die Geschäfte zu besorgen, welche in dieser Forst vorkommen. Im Forsthauptbuch ist von dieser Forst dergestalt Erwähnung gethan, daß dieselbe in 100 Gehäue eingetheilt sei. Ich habe keine Spuren davon angetroffen und glaube daher, daß der Plan mit den übrigen zu Grabe gegangen ist. Von den Zuschlägen sind folgende zu bemerken:

a.) Das Köchliner (Köggeliner) Holz. Dieser Zuschlag ist der größte Buchenzuschlag im Rakeburgischen. Er besteht aus Buchen von verschiedenem Alter mit einzelnen Eichen untermischt. Der Oberforstmeister hat in diesem Gehölz einen Schlag getrieben, welcher auch den Fehler hat, daß er zu licht gehauen ist.

Das Forsthauptbuch liefert einen genauen Plan von diesem Gehölz, ohne daß jedoch die Größe desselben angegeben ist. Mit demselben kann ein großes Revier in Verbindung gesetzt werden, welches bei einer eintretenden Regulierung der Dorfschaft Carlow privativer Forstgrund wird.⁷⁾ Es besteht aus einzelnen Büchen, zwischen welchen der Bauer bis jetzt die Hütung hat.

b.) Der S a h m t o w e r Z u s c h l a g u n d

c.) Debeßs-Aers (?) sind so ziemlich mit Buchen bestanden.⁸⁾ Die Größe dieser 3 Zuschläge kann ich nicht genau angeben. Sie beträgt aber gewiß 120 000 Q.R.

6.) Die Holzwärterei Panthen, Mannhagen und Walfsfelde steht unter dem Freischulzen Solby zu Mannhagen. Verhältnismäßig gegen das übrige Rakeburgische trifft man hier viel Holz an. Allein ohngeachtet die 3 Dorfschaften reguliert sind, so finden sich doch so manche Communionen und besonders Hütungen, welche der Forst nachtheilig sind. Es wäre daher nötig eine förmliche Separation mit den Bauern vorzunehmen. Die Dorfschaft Panthen hat ihr Weichholz zwischen den Herzogl. Harthölzern; sie treibt ihr Vieh zwischen den Büchen und Eichen umher und deshalb fallen die Zuschläge von selbst weg. Ich habe in der ganzen Holzwärterei nur zwei Zuschläge angetroffen. Einer von denselben ist, einige große Bläße ausgenommen, welche noch besamt werden müßten, mit jungen Büchen gut bestanden, und auf den anderen sind Rothtannen angezogen, die aber eine traurige Ansicht gewähren. Der größte Theil des Holzes liegt dem Zutritt von Menschen und Vieh offen und es ist ohnmöglich ihrer geschener Separation mit den Bauern einzuschließen (das heißt, unmöglich es ohne Separation mit den Bauern einzuschließen). Die Holzart, welche hier allgemein ist, ist Büchen-Holz. Dem Alter nach kann es höchstens in 30 bis 80 Jahren gehauen werden. Da die Holzwärterei von den übrigen Rakeburgischen Forsten und Dorfschaften entfernt gelegen ist, so wäre es zweckmäßig, das Holz einzig und allein zum Verkauf zu bestimmen. Eine Recapitulation der einzelnen Zuschläge p. p. ihrer Größe nach wird hier nicht unzweckmäßig sein, um den getamten Forstgrund zu bestimmen. Also:

1.) Der Büchenberg	42 782	□ R
2.) Der Havelofistrang	2 620	„
3.) Die Bauernbusch-Nachtoppel	7 189	„

⁶⁾ Hier sind Äußerungen persönlicher Art, die sich mit forstwirtschaftlichen Maßnahmen des Oberforstmeisters von Wickede beschäftigen, weggelassen worden. Über die Familie von Wickede und über den hochverdienten Oberforstmeister selbst vgl. Jahrgang 1935, Heft 3 dieser „Mitteilungen“.

⁷⁾ Carlow ist 1806 reguliert. Über den Förster Theodor Friedrich Boldt s. M. XIX, 4, S. 61.

⁸⁾ Der Name ist falsch gehört. Er heißt Düwels Dors (auch in einem Altensstück von 1751). Vgl. M. XII, 3, S. 40.

4.) Der Selmsdorfer Hofzuschlag	33 158	□R
5.) Ein Stück Sandland a. d. Hohemeile	41 129	"
6.) Ein Tannenzuschlag von	29 862	"
7.) Das Sandland auf d. Hohemeile, welches Selms- dorf abgetreten hat	70 000	"
8.) do, welches die Tejschoer Bauern abgetr.	26 853	"
9.) Der Papenhagen und Winkelsaal	18 782	"
10.) der Sülsdorfer Zuschlag	11 226	"
11.) die Zuschläge im Bericht des Försters Boldt betragen	29 343	"
12.) die Zuschläge der Schlagsdorfer Forst betragen, wie sie im Forsthauptbuch angegeben sind	140 872	"
13.) das Röchliner Holz, der Sahnfoer Zuschlag und Däbels-Aers betragen	120 000	"
Dies macht zusammen die Größe von	573 816	□R aus.
14.) zu diesem Holzgrunde noch die Holzungen der Holzwärterei Mannhagen hinzu, welche zu gewiß nicht zu gering angegeben werden; so ist die Fläche aller mir bekannten Holzungen:	80 000	"
	653 816	□R ^o)

Von der oben angegebenen Fläche ist gewiß die Hälfte mit h a u b a r e m Holz bestanden, und man kann daher mit Recht den jährlichen Ertrag für jetzt auf 1600 Klafter rechnen. Hierbei ist der Nachwuchs der übrigen jetzt besamten oder noch zu besamenden Hälfte durchaus nicht in Anschlag gebracht. Auf die Zuschläge, welche mir nicht zu Gesicht gekommen sind und auf den noch zu acquirierenden Holzböden habe ich auch keine Rücksicht genommen. Wenn nun die Conjunction an Deputat jährlich 1200 Klafter beträgt, und jeder Bauer alle drei Jahre eine Eiche und eine Buche erhält; wenn ferner nur wenig Holz im Lande selbst verkauft wird, weil die Concurrenz der Käufer, welche nothwendig Holz gebrauchen, gering ist; so ist leicht einzusehen, daß man in der Quantität keinen Holz-mangel für die Zukunft zu erwarten hat. Der Bauer steht sich überdem in jenen Gegenden ganz vorzüglich und hat fast alle Weichhölzer und einige Torfmoore im Besitz. Er könnte daher nicht mit Unrecht angewiesen werden, das Holz in den Herzogl. Forsten für den dortigen Marktpreis zu kaufen, wodurch es ihm unmöglich würde einen Holzhandel mit Herrschaftsholz zu treiben, welches er für 4 Thl. D. Curant in den Forsten kauft und für 12 bis 15 Thl. D. Curant in Lübeck ohne Schwierigkeit absetzen kann. In der Zukunft muß die Rente von den Rakeburgischen Forsten ansehnlich werden, wenn nur keine Zeit verloren geht, strenge Aufsicht geführt wird und die Geschäfte solchen Männern übertragen werden, welche der Sache gewachsen sind.⁹⁾ —

*

Ich komme jetzt zu dem 2-ten Theil meines Berichts, welcher die mit den Bauern in Communion liegenden Forsttheile betrifft:

Das Fürstentum Rakeburg hat vorzeiten weit größere Waldungen enthalten als jetzt. Schon zu den Zeiten, wo das Holz für nichts geachtet wurde, hatte der Bauer die Gerechtigkeit sein Vieh auf den Forstgrund zu hüten,

⁹⁾ Zum Zweck der Umrechnung: 115 Quadr.-R. = 1 Morgen; 1 Quadr.-R. = 21,68 qm.

¹⁰⁾ Es folgt ein Bericht über Meinungsverschiedenheiten des Amtshauptmanns Dankwarth mit der Forstverwaltung. Auch diesen haben wir weggelassen, weil er niemand mehr interessiert.

und wengleich die Consumtion des Holzes mit jedem Jahre zunahm, so durften dennoch der Sütung wegen keine Zuschläge eingegraben werden, um junges Holz wiederum anzuziehen. Wenn an den Gränzen der Acker Bäume gefällt oder gestohlen wurden, so folgte der Bauer mit dem Pfluge, um seinen Acker zu vergrößern, und die Folge davon war, daß aus den Waldungen einzelne zwischen den Ackern liegende Kämel und Holzpläge entstanden, die noch jetzt mit jedem Jahre kleiner werden. Die Eichen, welche für die Bauten, Handwerker p. p. bestimmt sind, werden zum Theil auf den Kämeln gehauen, weil die Anzahl in den Zuschlägen nicht allenthalben hinreichend ist, um die Consumtion zu bestreiten, und niemand kann es dem Bauern wehren auch hier die Gelegenheit zu benutzen seinen Acker zu vergrößern. Außerdem verführen die hohen Holzpreise den Bauern die einzelnen Eichen an den Gränzen seines Ackers abzubauen und sie an die Abnehmer in Lübeck zu verkaufen. Dem Forstbedienten wird es fast unmöglich diese Defraudationen zu bemerken. Der Bauer haut den Baum unter der Erde ab, legt Rasen auf den Stamm und bestreut mit Büschen die entblößte Stelle, welche er dann bei der ersten Gelegenheit umadert, damit auch das Trockenwerden der Büsche ihn nicht verrathe.

Die Regulierung der Dorfschaften ist das einzige Mittel, wodurch das Nachbringen der Bauern gehindert wird, und wodurch die traurigen Überreste der ehemaligen Waldungen der Willkühr der Holzdiebe entzogen werden. Nur durch sie kann der jetzt bestehende Forstgrund gerettet werden, und es ist daher für das Rakeburgische von der größten Wichtigkeit, wenn sie mit Eifer betrieben wird. Die größten zusammenhängenden Flächen, welche die Forst als privativen Forstgrund gewinnen kann, habe ich oben schon angeführt. Es werden sich aber gewiß noch ansehnliche Zuschläge eingraben lassen, wenn das Geschäft der Regulierung so fortgeht, wie es angefangen hat. In der kurzen Zeit meines Aufenthalts in Rakeburg war es mir unmöglich jede Dorfschaft zu bereisen, und da es überdem an richtigen Karten fehlte, die unumgänglich nötig sind, um einen Überblick über die einzelnen Theile eines Landes zu erhalten, so habe ich über diesen Gegenstand nur im allgemeinen dasjenige bemerken können, was ich dort sah und wichtig fand. Ich führe dies auch nur deshalb zu meiner Entschuldigung an, damit es nicht auffallend scheint, wenn ich in den zweiten Theil meines Berichts weniger bestimmt und überhaupt kürzer gewesen bin, als in dem ersten Theil desselben.

Schließlich bemerke ich noch, daß es für die Rakeburgischen Forsten vortheilhaft wäre, wenn zu den Forstverbesserungen eine unbestimmte Summe Geldes ausgesetzt würde, damit keine Zeit verlohren geht. Wo das Holz so teuer verkauft werden kann als dorten, da trägt das angewandte Capital seine Zinsen gewiß, und der Staat muß überdem einen andern Zweck bei der Holzzucht vor Augen haben, als der Privatmann; sobald sich Forsten in Händen des Staats befinden. Staatsforsten sind anzusehen als ewige Holzmagazine, ihrem Ertrag nach zum Besten der Staatskasse, ihrem Zwecke nach zum Besten der Staatsbürger eingerichtet, und deshalb muß die Regierung eines Landes keine Kosten scheuen, welche die Forstkultur veranlassen, wenn nur die Rente des Forstgrundes der Rente des zum Ackerbau bestimmten Landes, wie dies im Rakeburgischen fast der Fall ist, gleichkommt. — — —

In der tiefsten Devotion ersterbe ich als

Ew Herzoglichen Durchlaucht

allerunterthänigster
Jasmond.

Neustrelitz, d. 3. December 1801.

Ein geologisches Profil quer durch die Schönberger Mulde

Dr. Paul Range, Geheimer Bergrat, Professor an der Universität Berlin.

Über die Geologie des Fürstentums Rakeburg habe ich bereits in diesen Heimatblättern in den Jahrgängen 1934 und 1935 geschrieben. Der Arbeit von 1935 lag eine geologische Übersichtskarte im Maßstabe 1 : 100 000 bei. Als Ergänzung dazu möchte ich unseren Lesern jetzt ein geologisches Profil im Maßstab 1 : 25 000 bieten, da solche Schnitte besser als das geschriebene oder gesprochene Wort und auch besser als die geologische Karte einen Blick in den Aufbau eines Landes bieten.

Auf den geologischen Bau im einzelnen brauche ich nicht näher einzugehen. Dieserhalb möge man den Aufsatz von 1935 nachlesen.*) Das ganze Fürstentum Rakeburg liegt im Bereich der letzten Eiszeit und zeigt daher jugendliche Formen; denn seit dem Schwinden des Eises sind erst etwa 18 000 Jahre verflossen, und die Einwirkung von Frost und Hitze und Wind und Wasser haben noch nicht so intensiv wirken können, daß die vom Eise hinterlassenen Formen schon ganz ausgeglichen wären. Am meisten hat dazu die Ackerwirtschaft beigetragen, sie hat von den oberflächlich über das ganze Land verstreuten Steinen viele in den Knicks zusammengetragen oder bei Hausbauten verwendet, ebenso ist für die Chaussierung der Wege viel Material verbraucht worden. So entstand aus wüstem Moränenschutt, der später von Laubwald bedeckt war, seit etwa einem Jahrtausend das Bild der heutigen Kulturlandschaft.

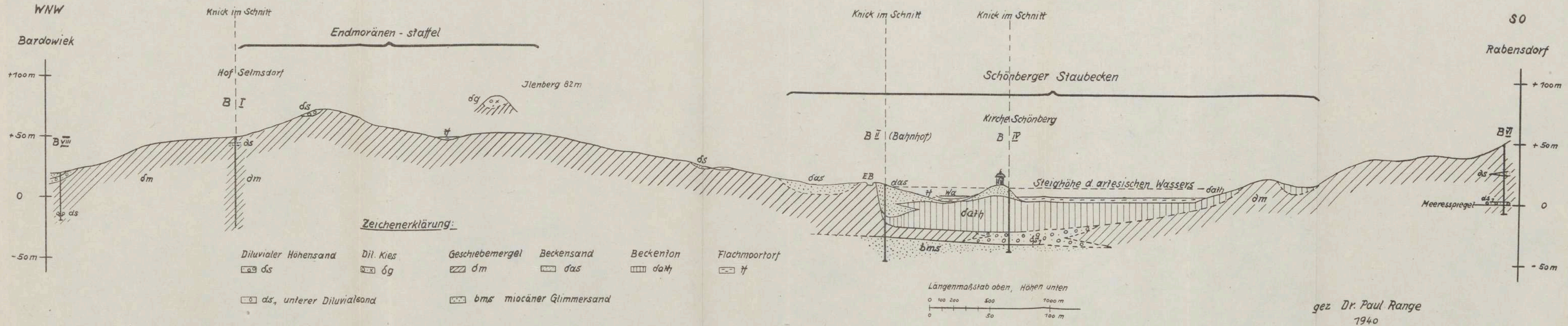
Eigentümlich für Schönberg ist seine Lage in der Mitte eines schüsselförmigen Beckens. Allseitig steigt das Gelände an, am stärksten nach Nordwesten, wo es im Flenberg unmittelbar südlich der Straße nach Selmsdorf 82 m und im Bochohldberg nördlich derselben 83 m Höhe erreicht. Beide Erhebungen sind Endmoränenkuppen und liegen 1,25 bzw. 1,85 km nördlich unseres Profils, der Flenberg ist in dasselbe hineinprojiziert. Auch im Südwesten von Schönberg hat in etwas größerer Entfernung der Haarberg die gleiche Höhe. Nur nach Westen und Norden hebt sich das Gelände kaum, da hier eine mit Sand erfüllte Rinne das Schönberger Staubecken mit dem größeren benachbarten Lübeder verbindet. Ebenso ist im Norden eine tiefe Rinne vorhanden, der heute die Maurine folgt. Daß diese unter dem Eise entstanden ist, beweist ein östlich des Flusses liegender Sandrücken bei Bünsdorf, über den vielleicht später einmal näheres gesagt werden kann, er ist ein typischer Wallrücken (S).

Nun zu dem Schichtenaufbau im einzelnen:

Fast lückenlos geht der Geschiebemergel als Grundmoräne der letzten Vereisung durch das ganze Profil hindurch. Im tiefsten Teil des Schönberger Beckens verzahnt er sich mit kieseligen Sanden, die als wichtige Grund-

*) Von dem Sonderdruck nebst geologischer Übersichtskarte zu Jahrgang 1935 unserer „Mitteilungen“ können wir noch einige Exemplare abgeben. Ferner sei hingewiesen auf einen Aufsatz des Herrn Verfassers in Jahrgang 1934, Nr. 4 dieser Mitteilungen: „Der Struckberg bei Carlow und die Endmoränen des Fürstentums Rakeburg.“ Beigegeben ist auf S. 81 eine geologische Skizze der Umgebung von Schönberg. Über die der Eiszeit schnell folgende Befiedlung des Landes durch den Steinzeitmenschen findet sich ein Aufsatz vom gleichen Verfasser im 19. Jg. 1937, Heft 2. Auch die Neolithiker werden schon an der Stelle des heutigen Schönberg gelebt haben, wie Streufunde ihrer Werkzeuge in der Umgebung der Stadt beweisen. Bd.

Profil von Bardowiek über Schönberg nach Rabensdorf.



Zeichenerklärung:

- | | | | | | |
|--------------------------|-----------|--------------------------|------------|-----------|---------------|
| Diluvialer Höhengsand | Dil. Kies | Geschiebemergel | Beckensand | Beckenion | Flachmoortorf |
| δs | δg | δm | δas | δath | t |
| δs, unterer Diluvialsand | | bms miocäner Glimmersand | | | |

gez Dr. Paul Range
1940

wasserträger das artesisch bei Schönberg aufsteigende Tiefenwasser liefern. Die Steighöhe desselben ist auf dem Profil eingezeichnet, sie reicht bis 14 m über dem Meeresspiegel und beweist damit, daß die wasserführenden Schichten noch wesentlich über die Schönberger Mulde hinausreichen müssen. Im allgemeinen liegt der Geschiebemergel in den Schönberg umgebenden höheren Lagen an der Oberfläche und bildet da den fruchtbaren lehmigen Boden, der unser Land zu einem so ausgezeichneten Ackerbauland gemacht hat. Sandige Einlagerungen sind selten, so daß der Boden durchweg schwer ist. Nur in dem Staubecken von Schönberg überlagert den Geschiebemergel in größerer Mächtigkeit Staubeckenton, der seinerseits wieder von Staubecken sand bedeckt wird. Auf einem solchen Sandrücken steht unser Schönberg, dessen Name zunächst ja bei der Lage in der Mulde befremdet. Es ist ein nur wenig hoher Hügel, der aber aus den umgebenden moorigen Niederungen doch so weit herdorragt, daß er die Anlage einer kleineren Stadt ermöglichte. Nach seiner Lage ist wohl anzunehmen, daß Schönberg ursprünglich eine slawische Siedlung gewesen ist; denn die Slaven bevorzugten die Lage im Wasser oder Moor, und Schönberg war fast allseitig von Moornäsen umgeben, die Wasserfläche im Westen ist ein künstlich über Moor angestauter Mühlenteich.

Die Enttätigung des tiefen Untergrundes ergab sich aus einigen Bohrungen, von denen fünf in diesem Schnitt verwendet sind. Es sind dies:

Bohrung Bardowiek (VIII) 33 m tief, nähere Angaben in den Erläuterungen zu Blatt Hamberge und Lübeck der Lieferung der Geol. Karte von Preußen usw. II. Auflage, S. 41, Nr. 43.

Bohrung Hof Selmsdorf (I) 76 m, nähere Angaben bei Friedrich, Die Grundwasserhältnisse der Stadt Lübeck und ihrer Umgebung. 1917. S. 112.

Bohrung Schönberg Bahnhof (II) 64 m, weitere Mitt. in der Arbeit des Verf. von 1935.

Bohrung Schönberg bei der Kirche (IV) 50 m.

Bohrung Rabensdorf (VI) ca. 40 m.

Die beiden letzten nach Geinitz. Aus der Erdgeschichte von Schönberg, diebe Mitt. 1924, Nr. 3, S. 43—48. Hier auch eine Abbildung des damals neu erschlossenen Brunnens der Hansfabrikerei in der Marienstraße.

Weitere Angaben habe ich in der oben erwähnten Arbeit gemacht, sie sind, soweit das nicht der Fall ist, leicht aus dem Profil zu entnehmen. Das Profil verläuft von der Westgrenze des Landes bei Bardowiek zunächst nach Osten bis zum Hof Selmsdorf, wo die 76 m tiefe Bohrung den Geschiebemergel nicht durchsunken hat und daher nicht wasserfühndig wurde, biegt dann um und geht über Schönberg in SO-Richtung nach Rabensdorf. Die vielleicht nicht ohne weiteres verständliche Angabe auf der Zeichnung „Rück im Schnitt“ gibt jeweils eine Richtungsänderung des Profils an. Die Orte sind mit Ausnahme des letztgenannten auf der Arbeit von 1935 beigegebenen Karte verzeichnet, Rabensdorf liegt unmittelbar westlich von dem auf der Karte eingetragenen Roduchelstorf. Das Becken von Schönberg ist dem größeren Lübecker sehr ähnlich gebaut, auch in diesem ist der Geschiebemergel viel weniger mächtig als auf den benachbarten Höhen, und das Tertiar, in beiden miozäner Glimmer sand, wird bald erreicht, auch in Lübeck fehlt der Geschiebemergel vereinzelt und ist durch festige Sande ersetzt, die gleichfalls reichlich Grundwasser mit artesischem Auftrieb führen. Daß der artesisch Wasserborat leicht für eine zentrale Wasserversorgung von Schönberg nutzbar gemacht werden könnte, mag zum Schluß noch gesagt sein. Da aber auch er nicht unerschöpflich ist, sollte man niemals gestatten, daß das Wasser frei auslaufender artesischer Brunnen ungenutzt abfließt.

Die Umwandlung des Domstifts Rakeburg

Pastor Fischer-Hübner in Lübeck.

Das Jahrhundert der Umwandlung hatte eben begonnen. Man schrieb das Jahr 1504. Da wurde am Dom zu Rakeburg ein Strich unter eine seit Heinrich dem Löwen bestehende, 350 Jahre blühende geistliche Stiftung gemacht und das geistliche Domherrnstift der Prämonstratenser in ein weltliches umgewandelt. Ein Stück Kirche wurde Welt. Enge Klostermauern stürzten ein. . .

Man fragt: wie war das möglich? Klopfte nicht ein Jahr später der Magister Martin Luther an die eichene Tür des Augustinerklosters in Erfurt und begehrte Einlaß? Was die Rakeburger Domherren begehrten: die Welt, floh sein nach Heilsgewißheit dürstender Geist. Es muß doch besondere Gründe gehabt haben, daß auf der einsamen Dominfel die Geistlichkeit die Weltlichkeit erwählte.

Da die Frage noch nicht genügend geklärt ist, bedarf es einer Antwort, die möglichst allseitig das Problem zu lösen sucht. Lassen wir die Quellen sprechen!

Zuerst hat sich Archivrat Masch vor hundert Jahren in seinem Standardwerk „Geschichte des Bistums Rakeburg“ damit befaßt. Er zeigt, wie anfangs die Domherren ein mönchähnliches Leben nach der Regel des heiligen Augustinus führten, bis die strenge Klosterzucht infolge der zerrütteten Vermögensverhältnisse aufgelockert wurde, indem einzelne Domherren die ihnen zugewiesenen Höfe bewirtschafteten. Der gemeinsame Tisch wurde schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts aufgehoben. Dr. Bernhöft hat in seiner Doktorarbeit über „Das Prämonstratenser Domstift Rakeburg im Mittelalter“ darauf aufmerksam gemacht, daß die Verweltlichung gegen Ausgang des Mittelalters infolge Zunahme des Wohlstandes der Domherren so gefördert wurde, daß sie sich außer einem Reitpferd eine geräumige Kurie leisten konnten. Nach Masch scheint man sich auch der Ordenstracht, der weißen Farbe, geschämt zu haben, weil man die Erlaubnis erhielt, blaue Mäntel zu tragen. So war um 1500 bereits die geistliche, mönchische Haltung einer mehr freien Lebensführung und einem weltbejahenden Lebensgefühl gewichen.

Dieser Befund erfährt weitere Beleuchtung durch die Tatsache, daß die Geistlichen damals nur zum geringen Teil Theologie studierten. Sie bezogen die Universität, um sich eine gute Allgemeinbildung zu erwerben. Darüber hinaus studierte man das geistliche Recht. Theologie war Nebensache.

Indessen das weltliche Lebensgefühl kennzeichnete allgemein die Domherrnstifte. Dennoch lösten sie sich nicht auf. Wenn nun das Rakeburger eine Umwandlung erlebte, müssen die treibenden Kräfte anderswo zu suchen sein.

Masch stellt fest, daß ursprünglich die Namen adliger Familien im Register der Domherren bei weitem überwiegen. Um 1400 war das Verhältnis des Adels zu den Bürgerlichen 8 : 8; dagegen im Jahre der Umwandlung (1504) 4 : 10. Das Bürgertum verdrängt allmählich den Adel, der den Eintritt wegen der geringen Einkünfte verschmähte. Hieraus will Masch die Umwandlung des Domstifts begründen. Der Adel ist für ihn der Block der Bildung, der Macht und der Diplomatie, dessen das Stift bedurfte, um gegen die weltlichen Fürsten seine Rechte zu behaupten.

Dr. Witte, Archivrat in Neustrelitz, entnimmt nun in seiner Untersuchung über die Vorgeschichte der Umwandlung des Rakeburger Domkapitels¹⁾ einem Briefentwurf des Bischofs an den Papst vom 1. 8. 1503 (?) eine Behauptung, die genau das Gegenteil von dem bezeugt, was Masch

¹⁾ Siehe: „Mitteilungen“ des Heimatbundes in Schönberg. Mai 1920.

auf Grund der päpstlichen Bulle feststellt. Der Bischof erklärt hier, daß die Mehrzahl der Domherren dem Adel angehörten. Dies würde sich bei der Umwandlung des Domstifts ändern. Freilich gesteht der Bischof, daß nicht gerade die Blüte des Adels die Domherrnstellen innehatte, sondern nur die Ungebildeten. Überhaupt pflegte in diesen Landen nur noch „idiotas et simplices“ (Ungelehrte und Einfältige) dem geistlichen Orden beizutreten. Dies ist ein sehr wichtiges Geständnis eines Bischofs gegen den Papst, weil es ein beredtes Zeugnis dafür ist, wie lange vor der Reformation die gebildete und wohlhabende Welt das arme Klosterleben floh. Indessen ist, nach Dr. Bernhöft zu urtheilen, die Klage des Bischofs über sein ungebildetes Domkapitel stark übertrieben, da Bernhöfts Untersuchungen den verhältnismäßig hohen Bildungsstand nicht allein des Kapitels, sondern sogar der Vikare erwiesen haben. Aber darin ist dem Bischof recht zu geben, daß die Domherren kaum theologisch gebildet waren und nur ein geringer Teil die Rechte studiert hatte. Männer von wirklicher Bedeutung waren kaum unter ihnen. Die Klage der päpstlichen Bulle, daß die Ämter der Kirche nicht Leuten zuteil würden, deren Einsicht und Rat in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten man benutzen könne, so daß man sich an Fremde wenden müsse, hat doch wohl einiges Recht. Unter sämtlichen Domherren befindet sich nur ein gelehrter Jurist, Albertus Wake, der in Bologna etwa drei Jahre studiert und den Doktor der Rechte erworben hatte.

Wir sehen, daß die Behauptung des Bischofs wegen des törichten, ungebildeten Adels nicht ganz stimmen kann; aber auch davon kann keine Rede sein, daß die Mehrzahl der Domherren dem Adel angehörte. Erst recht versteht man die Logik des Brieffschreibers nicht, daß infolge Umwandlung des Stiftes in ein weltliches der Adel mehr und mehr auscheiden würde. Man sollte im Gegenteil glauben, daß dieser nun erst recht den Weg in eine Pründenstelle finden würde, wenn man die Pforte recht weit gemacht hätte. Es ist deutlich, daß man aus dem bischöflichen Entwurf den eigentlichen Grund der Umwandlung nicht leicht herauslesen kann. Die Beweisführung ist nicht schlüssig.

Dennoch enthält der Briefentwurf einen Fingerzeig, der zur Ergründung des Problems führt, nämlich daß der Bischof mehrfach ungestüm von den Herzögen zur Lauenburg zu jenem Schritt der Umwandlung gedrängt worden sei. Schon Masch wies darauf hin, daß die Herzöge deshalb Bemerkungen für die Sache hätten, weil das Bistum in ihrer Herrschaft läge. Als Landesfürsten und Patrone hatten sie also die Pflicht, sich der verfallenden Stiftsfrage anzunehmen. Diese Lösung der Frage ergibt sich, wenn man eine lauenburgische Quelle, die Schrift des Herzogs Magnus: „Wahrhaftiger Unterricht derer Rakeburgischen Pfaffen Herkommens“ (1532)²⁾ berücksichtigt. Hiernach wird als treibende Kraft der Umwandlung der damalige lauenburgische Kanzler bezeichnet, der aus niederem Stande hervorgegangene Heinrich Bergmeyer, ein Emporkömmling, der seinen glänzenden Aufstieg vom Stubenheizer zum Kanzler und später zum Bischof allein dem Herzog verdankte. Da dieser Streber eine Domherrnpründe begehrte, überredete er den Herzog Magnus, die Umwandlung des Stiftes zu betreiben. Er muß aber auch mit dem Bischof darüber eins geworden sein, daß er den Kanzlerstuhl dereinst mit dem Bischofssitz zu vertauschen hoffte. Jedenfalls berichtet der Herzog nachträglich, als er an seinem Schützling die größte Enttäuschung erlebt hatte: „... haben sie ungezweifelt aus sonderlicher Dinterlist und allein zum Schein uns mit großem beschwerten Gemüt angezeigt, wie sie an tapfren, ehrlichen und verständigen Personen Mangel hätten, so daß sie uns etwa auf unser Erfordern in unsern Sachen nicht wüßten zu raten, als sie wohl schuldiger Pflicht wie die gehorsamen ganz willig und geneigt wären; sie wüßten auch solcher Leute nicht zu be-

²⁾ S. St. A. Kiel. Lauenb. Mscr. 11, Laffertsche Manuscr. Band XI.

kommen, die sich in ihren Orten und Klappen begeben möchten.“ Als „rechter, erblicher Patron und Landesfürst“ — so heißt es weiter — möge Magnus in die Umwandlung willigen.

Allein, auch diese Quelle ist durch gehässige Einseitigkeit getrübt. Der Kanzler allein kann nicht als der Motor der Umwandlung angesehen werden. Vielmehr war sowohl der Vater des Herzogs wie der Herzog selbst lebhaft an dem Bistum interessiert. Man muß auf jene Klageschrift des Bischofs wider den Herzog Johann (1492?) zurückgreifen, der sich durchaus als Landesfürst fühlte und, dem Zuge der Zeit folgend, keineswegs sich unter die geistliche Gewalt des Bischofs zu stellen gesonnen war. Genau so war das Regierungsprogramm seines Sohnes, der seine ererbten Rechte als Fürst und Kirchenpatron mit Diplomatie und, wenn es sein mußte, mit Gewalt geltend zu machen strebte. Schlaw ging er mit seinem Kanzler zu Werke, indem er durch das Gelöbniß von sechs geistlichen Stellen samt Freunden das Domherrenstift aufzufrischen versprach. Darauf fielen Bischof und Papst herein. In Wirklichkeit beabsichtigte er, seine Leute mit jenen sechs Stellen zu begnadigen, damit sie gefügige Werkzeuge seiner Politik werden möchten; Stützpunkte seiner kraftvollen Staats- und Kirchenpolitik!

Masch bemerkt, sicherlich mit Recht, daß der Kanzler Heinrich Bergmeyer die Ordenstracht der Prämonstratenser nicht begehrt, aber eine weltliche Domherrnstelle nachgesucht habe. Darauf kam es dem Herzog sicherlich an, in erster Linie seinen Kanzler im Stift zu haben, um so über den Bischof besser verfügen zu können. Nicht ein geistliches, sondern allein ein weltliches Stift vermochte seiner Personalpolitik zu nützen. Darum betrieb er mit seinem Kanzler die Umwandlung des Stifts.

Ut Grieben

Wenn de Griewer sich upspälen wulln, denn säden sei:

In Grieben / wäht Speck up dei Widen,
 un wenn sei kein Geld runner rücken wulln, denn tröcken sei mit dei
 Schullern:

In Grieben / is nix tau kriegen.

So wür denn nu bald so, bald so seggt, un dat mügg je of woll beids
 sien Richtigkeit hebben. Dat geiw öwer Minschen, dei dorvon öwertügt wiern,
 dat in Grieben of Speck von dei Widen tau plücken wier, wenn dat blos
 richtig angaan wür.

In dei Tid, as min Geschicht, dei id vertellen will, sid tauträgen deer,
 dunn wahren in Reihn (Rehna) noch väl arm Lüd. Un wenn sei bör ehr
 Kinner nich recht wat tau biten harn, denn schiden sei ehr barfs un in
 Lumpen up dei Dörper tau Snurnn. Wenn sei denn up dei Grotdäl lang-
 käumen, denn heit dat: „Dor kamt reihnsch Snurrers.“ Un wenn sei gear
 tau Mirrag käumen, denn freigen sei woll'n por düchtig Töller bull Ge-
 tüffel mit Speck af; tau anner Tiden geiw dat'n por grote Snäden rund
 ümt Brot mit dicke Bodder.“ Wo wüßn dei Reihnschen ganz gaud un käumen
 öfters mal, wenn dat of von Reihn her woll'n por Stunn' tau lopen wier.

Dummtaamal weir dat of so Maur, dat dei Lür ut dei verschieden Dörper,
 wenn sei sich dröpen, sid'n bäten tarn deiren. So heit dat „'n richtigen
 Griewer hett twei Wezer.“ Wo dat kamen is, weit id nich, öwer wenn ein
 Griewer annerswo henkäum, denn wür hei fragt: „Minsch, hejt du of twei
 Wezer?“ Un dat fall vörfamen sien, dat hei bör Arger nu bannig upbegehrt
 hett, mannigmal hett dat öwer of'n Antwort gäwen, dat dei Frager boom-
 still swigen müß.

So güng dat einmal of den reihnschen Börgermeister.

Asm Lenschow ut Grieben har mal 'n por Käuh nah Reihn hen verköfft,
 un as hei nu dat grote Geld in dei Tash harr, güng hei na'n Markt (id weit

nich, wo dat Hotel heiten deer) un lant sich dor tau äten gäwen. Dat wier all'n bäten lat worn, un dei Börgermeister, dei Apteiker un dei Postmeister seiten an'n Stammdisch. Dor wür hen un her snact öwer dei flech'n Tiden un ob dat woll Krieg gäwen kunn un wat so jüsst noch Niegs tau vertellen weir. Up einmal steit den Börgermeister dei Hawer un hei dacht: wißt doch den Burn 'n bäten fetteln. Un denn seggt hei: Seggn 's mal, Lentschow, dor ward ümmer seggt, dat dei Grierwer twei Meßer bi sich hebbt, wotau bruff sei dei eigenlich?

Asm Lentschow har grar sienen lezten Habben verteert, dunn sár hei ganz bedächtig: Ja, Herr Börgermeister, dat kann ik Sei seggen; siken's mal, mit dat ein Meß sniet wie Grierwer uns sülwst dat Brot af, un dei annere Kniew nämt wi dortau, wenn wi dei reihnschen Snurrers wat afsneiden wüllt.

Dor kreg dei Börgermeister 'n roden Kopp, drümk sien Glas Wien ut un güng tau Hus. L. Benid.

★	Kleine Mitteilungen, zugleich Frage- und Antwortkasten.	★
----------	--	----------

I. Noch einmal Kühnel und der Ortsname Grieben. Der verdiente Herausgeber unserer „Mitteilungen“ bringt im letzten Heft eine dankenswerte Zusammenstellung über den alten Paul Kühnel und seine Arbeit über die slawischen Ortsnamen unserer Heimat. Er äußert dabei auch Bedenken über die in dieser Arbeit gegebenen Deutungen. Mit Recht, aber — wir haben nichts Besseres. Man hat lange erkannt, daß eine Anzahl seiner Erklärungen kaum stimmen werden, vor allem die ewigen „Ort des Soundso“. Um hier Klarheit zu schaffen, hat sich ein der Universität Leipzig angegliedertes Institut der Frage angenommen und eine Neudeutung versucht, kam aber nach etwa einjähriger Arbeit zu dem Ergebnis, daß wir auch nicht viel weiterkommen, trotz aller Hilfsmittel der neuen Forschung. Gewiß konnte eine Anzahl offener Fehler ausgemerzt werden, leider ist aber das Verzeichnis noch nicht bekanntgegeben worden. Die Etymologie ist eben eine verfluchte Wissenschaft, mit der man alles mögliche beweisen kann, zumal die Wortformen oft durch „Zerreden“ unkenntlich geworden sind. Was Kühnel geleistet hat, bleibt trotz aller Bedenken sehr beachtenswert, und wir können ohne schwere Bedenken, mit einem Hinweis auf ihn, seine Erklärungen bringen.

Und nun zum Orte Grieben. Mir liegt das „Etymologische Wörterbuch der slawischen Sprachen“ von Franz Miklosich (Wien 1886) vor, das ich auf diesen Namen hin durchgesehen habe. Danach ergibt sich, daß die Ableitung von gribu = Pilz durchaus möglich ist. Das Wort findet sich in fast allen slawischen Sprachen, es ist mit entsprechender Umlautform u. a. vertreten im russischen, polnischen, tschechischen, serbischen, litauischen und lettischen Dialekt, also auch in den westslawischen Sprachformen, die für uns besonders wichtig sind. Andererseits ist auch die Deutung als Hügelort möglich. Die Entscheidung könnte eine genaue Kenntnis der Ortslage bringen. Liegt Grieben auf einem bemerkenswerten Hügelrücken? Liegt (oder lag) es an einem größeren Walde, der eine reiche Pilzerte ermöglichte?

Hier ist der Punkt, wo ich dem Herausgeber widersprechen muß. Die Slawen essen sehr viel Pilze, wie mir bekannt wurde, und haben das, wie wohl alle Völker in vorgeschichtlichen Zeiten, früher noch reichlicher getan als heute, da man auf das Sammeln der Feld- und Waldfrüchte noch mehr angewiesen war als wir jetzt. Es ist durchaus möglich, daß die eindringenden landsuchenden Slawen sich auf einer Waldblichtung ansiedelten,

wo sie in Masse Pilze fanden, vielleicht lockte sie das gerade zur Wahl der Stelle. Bedenken wir das, unter Berücksichtigung der größeren Verbreitung des Waldes in der Slawenzeit, so hat es gar keine Bedenken, daß es eine Reihe von Pilzorten gab, wie ja etwa auch nach Fischen, Vögeln, Wild, also ebenfalls nach Nahrungsmitteln, viele Orte genannt sind.

Daß die Slawen Pilzesser sind, haben wir im Weltkriege erlebt, wo die Gefangenen bei Waldarbeiten vielfach eifrig Pilze sammelten. Mir ist ein Fall bekannt, wo sie zum Entsetzen der Bauernfrau einen ganzen Korb voll Fliegenpilze, den bekannten strahlend rot leuchtenden Hutpilzen, anbrachten und aßen, sie sich kochen zu dürfen. Bei uns gelten sie als giftig, sind es auch, aber vielleicht sind die slawischen Mägen ausgepichteter als unsere, jedenfalls haben sie das Gericht verzehrt, ohne Schaden zu nehmen.

Wir müssen also bei den Kühnischen Erklärungen wohl etwas vorsichtig sein, haben aber bisher keinen Grund, sie von vornherein abzulehnen, und so mag auch bei dem Namen Grieben betont sein, daß nichts dagegen spricht, daß wir es mit einem „Pilzort“ zu tun haben. J. Becker.

II. Druckfehlerberichtigung. — In der letzten Nummer (November) steht auf der vorletzten Umschlagsseite unter „Chronik des Vereins“ in der 5. Zeile von oben der Ausdruck „pottfuer“. Das ist Unfuss. Ich hatte geschrieben: „orre ward wi nahdissen pollsur“. Das Wort bedeutet: müde, schlaff. Wenn jemand, etwa bei schwerer Erntearbeit, sich erschöpft auf den Grabenrand setzt, dann heißt es: „Bei is pollsur worden“. Das schöne plattdeutsche Wort ist leider nicht mehr allgemein gebräuchlich, aber doch bei älteren Leuten (davon habe ich mich inzwischen überzeugt) noch durchaus bekannt. Seine Zusammensetzung aus „Poll“ und „sur“ erklärt den Sinn. Poll heißt Spitze, Kopf, Wipfel. Ein Junge läuft mit „rugen Poll“ (Haarschopf), ein Baum liefert „Pollholt“ aus seinem Wipfel. Sur, mittelniederdeutsch sör, bedeutet dürr, unfruchtbar: sur Wischen, juren Wind (im Frühjahr aus dem Osten kommend). „Up de Süren“ ist unergiebiges und darum mit Wald angefanttes Land. Schiller-Lübben führt mancherlei unter „poll“ an, nennt auch „Pollholt“, kommt aber nicht auf die übertragene Bedeutung. Ebenso behandelt Menzing (Wosliblo-Teuchert ist noch nicht so weit) unter „Poll“ recht vieles, belegt auch „pullsurig = wipfeldürr“ mit verschiedenen Beispielen, hat aber auch nichts zur übertragenen Bedeutung. Mithin mag unser radeburgisches „pollsur“ den Forschern willkommen sein. Bd.

III. Frau Dir. D. i. S. — Sie haben recht. In dem Artikel „550 Jahre Hauswirtsfamilie Renzow“ des letzten Heftes unserer Mitteilungen S. 44 Mitte steht die Angabe, es sei der Erbhofbesitzer Renzow in Gostorf ein Bruder des jetzigen Hofbesitzers Heinrich Renzow in Rodenberg. Das ist ein Irrtum. Es muß Vaterbruder heißen. Wir haben diesen Fingerfehler des Herrn Professors übersehen. In den „30 Dörfern“ ist die Angabe übrigens richtig dargestellt. Besten Dank! Bd.

IV. „Strietlann“. Eine gleiche Sage habe ich irgendwo gelesen. Dort handelte es sich um einen Abt, der ein Stück Land zu Unrecht für sein Kloster durch einen falschen Eid gewinnen wollte. Er beedete:

„Ich schwöre, so wahrhaftig
Der Schöpfer über mir:

Ich steh' auf meines Klosters
Rechteigenem Grunde hier!“

Da reißt ihm einer die Kapuze vom Kopfe und die Schuhe von den Füßen und ruft:

„Seht an, bei welchem Schöpfer
Er euch den Eidswur tat:
Er schob den Suppenschöpfer
In seiner Kappe Rah!“

Seht, wie auf seinem Grunde
Der falsche Pfaffe stund:
Er füllte seine Schuhe
Mit Klostergartengrund!“

Wilh. Möller, Hamburg.

An unsere Mitglieder

Mit diesem Hefte beginnt der Jahrgang 1940. Zwecks Einsendung des Jahresbeitrages legen wir für unsere Postbezieher eine Zahlkarte bei. Wir bitten, sich ihrer zu bedienen; denn da wir uns immer noch auf ein dreimaliges Erscheinen beschränken müssen, sind wir gezwungen, die nicht einlaufenden Beiträge mit der Zulinummer unter Nachnahme zu erheben.

Auf das Inhaltsverzeichnis der letzten drei Jahrgänge 1937—1939 verweisen wir mit dem Bemerkten, daß wir für unsern Bedarf und auf Wunsch einiger Mitglieder die sämtlichen Inhaltsverzeichnisse der bis jetzt herausgetommenen 21 Jahrgänge einbinden lassen wollen. Wie weit das möglich ist, hängt von dem Bestand ab, den wir noch liegen haben, aber auch von der Anzahl etwaiger Aufträge. Wir sind nämlich bereit, den zusammenfassenden Band zum Selbstkostenpreis abzugeben, der für Buchform mit Goldbdruck 3 M., für Broschüreneinband 1,50 M. betragen dürfte. Nötig ist sofortige Bestellung, da die Ausgabe nur in beschränktem Umfang erfolgen kann.

Sodann schlugen wir vor, die von uns früher herausgegebenen Quellen der Heimat in einzelnen Heften (etwa 1—3) unsern Soldaten als Heimatgruß ins Feld oder in die Lazarette zu schicken. Dieses Anerbieten ist leider in der von uns vorgeesehenen Weise noch nicht beachtet worden. Wir wiederholen darum auf der Rückseite dieses Heftes die Zusammenstellung der „Quellen“ und bitten, nach getroffener Auswahl sich Einzelhefte von unserem Schriftführer, der die Hefte mit dem Stempel „Unsere Soldaten als Heimatgruß übersandt“ versieht, einhändigen zu lassen. Das kann durch Kinder geschehen, denen man einen Zettel mit einer Bemerkung (z. B. Beispiel F, 3 und dem Namen des Antragstellers) mitgibt. Der Versand als Beigabe in einer „Feldpost“ ist dann leicht bewerkstelligt. Es ist nicht nötig, daß nur Mitglieder die Hefte anfordern. Erforderlich ist nur die Gewähr, daß sie auch wirklich in die Hände unserer Soldaten kommen. Auch von den „Bildern aus dem Volksleben des Rakeburger Landes“, Teil II, geben wir noch einige 40 Bücher umsonst ab.

Chronik des Vereins

28. November (Dienstag) 1939 in Hotel „Stadt Lübeck“ (E. Rüssau): Die zweite Mitgliederversammlung. Sie war in unserm Juliheft schon für 11. September angezeigt, wo Herr Archivrat Dr. Steinmann, Schwerin, uns einen Vortrag über „Burgen und Städte Mecklenburgs im Wandel der Zeiten“ halten wollte. Der Ausbruch des Krieges ist hindernd dazwischen getreten. Um diese letzte Versammlung des laufenden Jahres nach altem Herkommen weihnachtlich zu gestalten, haben wir Herrn Rektor Meese gebeten, uns Weihnachtsgeschichten zu lesen. Er trägt vor: 1. die Novelle „Weihnacht“ aus Gerhard Ringelings „Seefahrend Volk“, 2. die kleine Skizze „Großmutter“ aus „Natenlud“ von Friß Lau und 3. die lustige „Slädenfahrt“, aus Brindmans „Kasper Ohm“. Nach langer Kaffee- und Klänpause führt Rektor Meese etwa 100 Filme aus der Schönberger Kreisbildstelle vor, hauptsächlich Landschaftsaufnahmen aus dem Stepenitztal und der Distrikte von Volkenhagen bis zum Brinwall. Die Versammlung ist von 45 Personen, also sehr gut, besucht.

Heimatbund für das Fürstentum Rügen

Donnerstag, den 28. März 1940, abends 8 Uhr
in „Spehrs Hotel“ (E. Fründt):

I. Mitgliederversammlung

Tagesordnung:

1. Geschäftliche Mitteilungen.
2. Kassen- und Jahresbericht.
3. Vortrag von Herrn Studienrat Toll, Schönberg:
Das Lebewesen und seine Umwelt.
Mit Lichtbildern.

Quellen der Heimat

Es sind folgende Hefte erschienen:

Ut unse plattdütschen Blaumengorn (Reihe A, 1). — Unse älteste Kultur (Reihe C, 1). — Sagen aus dem Norden des Landes Rügen (C, 2). — Sagen aus dem Süden des Landes Rügen (C, 3). — Die Hüengräber bei Grevesmühlen. Prof. Dr. Velk. Heinrich Schliemann (C, 4). — Hüengräber im Fürstentum Rügen. Prof. Dr. Dhnesorge (C, 5). — Drei Städtegründungen: Schönberg, Neustrelitz, Neubrandenburg (D, 1). — Aus Dassows Vergangenheit (D, 2). — Auf der Burg Schlagsdorf (D, 3). — Die Wendenzeit bis 1066 (D, 4). — Siedelung, Wirtschaft und Recht im Mittelalter (D, 5). — Aus der Geschichte unse Rechts (D, 6). — Moore, Seen und Sande im Rügenischen (E, 1). — Naturkundliche Erkenntnisse (E, 2). — Auf den Höhen der Heimat (F, 1). — Das Bauernhaus im Lande Rügen (F, 2). — Ländliche Industrie (F, 3). — Untertrave und Ostsee (F, 4), noch nicht gedruckt. — Niederelbe und Nordsee (F, 5).



Mitteilungen

des Heimatbundes
für das Fürstentum Rastenburg

Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins

22. Jahrgang

Juli 1940

Nummer 2

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Lehmann & Bernhard, Verlagsbuchdruckerei,
Schönberg (Meckl.)

Der Verein führt den Namen:

Heimatbund für das Fürstentum Rakeburg

Eingetragener Verein.

Sitz des Vereins ist Schönberg i. Meckl.

Führer des Heimatbundes ist Amtsgerichtsrat Dr. Marung. Im Führerrat: Konrektor Fr. Buddin als Schriftführer u. Museumsverwalter, Buchhändler D. Hempel als Kassenwart, ferner: Hauptpastor H. Rüdiger, Bürgermeister a. D. W. Molzow, Forstmeister P. Kaysing, Schulze H. Burmeister in Kleinsfeld bei Schönberg (Meckl.).

Die „Mitteilungen“ erscheinen dreimal im Jahre und zwar im März, Juli und November. Sie gehen den Mitgliedern unentgeltlich zu. Jahresbeitrag 3 Reichsmark nebst 30 Pfg. mehr, wenn Postversand der Hefte nötig.

Die bis jetzt erschienenen 21 Jahrgänge können nachbezogen werden, solange der Vorrat reicht. Preis nach Vereinbarung.

Geldsendungen für den Heimatbund f. d. Fürstentum Rakeburg auf Postcheckkonto Hamburg 19419.

Inhalt dieses Heftes: Dr. Otto Beder, einer der letzten Rakeburger Domschüler (zum Titelbild), von Konrektor Göhe, Lauenburg (Elbe). Aus der Stammtafel der Familie Beder. — De Smilower Döp, von Pastor Fischer-Hübner, Lübeck. Mit einer Abbildung. — Allerhand Erlesenes aus Holland, von Wilh. Möller, Hamburg. — De Henkelpott, von Lehrer i. R. Hermann Warnke, Schwerin-Lantow. Mit einer Abbildung. — Vom Rommeldeus, von Studiendirektor Warnke, Lübeck. — Vergilbte Blätter sprechen, von Fr. Buddin. — Aus der Zeit der Regulierung der Feldmarken im Lande Rakeburg, von Forstmeister Kaysing. — Kleine Mitteilungen: Hermann Milenz, Mecklenburgische Musikgeschichte (Bespr. v. Fr. Buddin). — Ernst Schlee, Deutsche Volkskunst in Schleswig-Holstein (Bespr. v. J. Warnke). — Wer war Paul Kühnel? von Fr. Buddin. Mit Bild. — Ist der Fliegenpilz unter Umständen essbar? (Bd.) — Die Frösche werden seltener? (Studienrat Toll). — Eine Umfrage zum alten „Jungfernfahren“ (Bd.).

Das Heimatmuseum am Kirchplatz ist von Mai bis Oktober in der Regel an jedem ersten Sonntag im Monat nachm. von 4—6 Uhr geöffnet. Sonst Meldung beim Hauswart J. Ahlwardt, der im Museumsgebäude wohnt. Eintritt 50 Pfg., Kinder 30 Pfg. Sonderbestimmungen sind im Aushang bekanntgegeben.

Mitteilungen

des Heimatbundes für das Fürstentum Rastenburg

22. Jahrgang

Juli 1940

Nr. 2



Dr. E. Albert

Holger nach Auftrage von S. Benkert

Dr. Otto Benkert

Dr. Otto Becker, einer der letzten Rakeburger Domschüler

Schola cathedralis Raceburgensis, die weitbekannte Domschule, konnte auf ein Alter von etwa 700 Jahren zurückblicken, als sich mit dem Michaelisternin 1845 ihre Pforten schlossen und die letzten 38 Schüler gemeinsam mit ihren Lehrern Zander und Siefert in die neugegründete Lauenburgische Gelehrtenschule übertraten.

Lehrer und Schüler standen bis in die letzten Jahre der Anstalt hinein noch ganz unter dem Einfluß der großen Freiheitskriege. Wo ein Zander, der als Jäger im Lütkower Freikorps gedient und den Kampf an der Niederelbe mit eigener Feder beschrieben, von den Jünglingen, die ihm zu Füßen saßen, als vortrefflicher Lehrer verehrt wurde, da gab es ein gutes Vorbild. Geist und Körper gemeinsam zu stärken, war den Domschülern nichts anderes als eine deutsche Sache und eine deutsche Pflicht. Ihr Turnplatz lag drüben im Könniker Holze, und der 18. Oktober, die Wiederkehr des Leipziger Schlachttages, zählte zu den großen Festtagen der Schule. Schon in aller Frühe, wenn der graue Morgen über den blanken See und den herbstroten Buchenwald am jenseitigen Ufer heraufkam, erklang, vom Schülerchor gesungen, hoch oben vom Domturm herab das Kirchenglied: Nun danke alle Gott! Der Vormittag brachte eine Schulfeier, und abends fuhren in Booten die Schüler, jeder eine Fackel in der Hand haltend, hinüber ans andere Ufer. Dort lohete ein großes Freudenfeuer gen Himmel, und Jahr um Jahr erklang dann aufs neue aus der Kunde, die den Flammenstolz umstand, von der Jugend gesungen, von den Alten belauscht, das Lied der Leipziger Schlacht. Über den stillen See, weithin durch den Wald und seine Täler zog der Sang zu dieser Stunde.

Seit 1820 war, wie der in diesem Jahre bei Gelegenheit der öffentlichen Schulprüfung von Rektor J. G. Ruzwurm vorgelegte Bericht ergibt, der Gesangunterricht in die Reihe der Lehrgegenstände aufgenommen; mit dem gleichen Jahre fiel an der Rakeburger Schule der bisher erteilte französische Sprachunterricht fort. Gesungen und geübt wurde nach Ratorps Lehrbüchlein der Singekunst, und frisch und munter klangen durch die Räume und Hallen, die Dom und Kreuzgang nahe lagen, nicht nur geistliche Weisen, sondern auch freie und fröhliche Vaterlands- und Volkslieder.

Alljährlich am 8. Mai versammelten sich die Domschüler in den Abendstunden vor dem Hause ihres Lehrers Zander, und ihm, dem Freiheitskämpfer zu Ehren, erscholl als Geburtstagsgabe, einstimmig gesungen, das Lied von Büzows wilder Jagd. Begeisterung erweckte es in den jugendfrischen Herzen, gerade ihrem Zander, der dabei gewesen, zu singen: Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein? Eine Freude bereitete es ihnen, die sie sich nicht nehmen ließen, und doch fiel, noch kurz vor dem Schluß der Domschule, ein Mißklang auch hier hinein. Die Tiefe und die Liebe wohl nicht ahnend, mit der die Jungen sich ihrer selbstgewählten Aufgabe hingaben, hatte ihr Gesanglehrer, welcher nebenher einen Männerchor leitete, im Jahre 1845 dasselbe Lied eingeübt und ließ es vierstimmig am gleichen Abend vortragen. Das verletzete die Schüler sehr. Sie ließen sich hinreißen, ihren Lehrer aus der Gesellschaft, die bei Zander stattfand, herauszubitten und gaben, nicht gerade mit einem Bivat, ihre Mißstimmung kund. Doch konnte eine solche Tat nicht ungeahndet vorübergehen. Die Schule wurde auf mehrere Tage geschlossen und der vermeintliche Anstifter des ungehörigen Benehmens kurzerhand von der Anstalt verwiesen.

Ein mitschuldig befundener Primaner mußte eine Karzerstrafe von acht Tagen auf sich nehmen und die Sekundaner, weil nicht so strafenswert erachtet, ihr Unrecht mit 12 Stunden Arrest büßen. Von morgens 7 Uhr

bis an den Abend um 7 Uhr hieß es nun hinter der verschlossenen Türe ausharren in einem Raum, der in früheren Jahren als Sakristei gedient und darum nur von der Kirche aus einen Eingang hatte. Das einzige Fenster befand sich hoch oben in der Mauer, draußen versperrte eine nageelbeschlagene Platte den Weg in die Freiheit. Doch dem Freunde, dem Treuen, war keine Kirchenmauer zu steil und keine Platte zu hoch. Er erkletterte beides und leistete, Stunde um Stunde in der Fensternische sitzend, dem Einsamen drunten Gesellschaft, brachte ihm Aufmunterung und ließ es nicht fehlen an kleinen Liebesgaben, die am Bändchen hinunterglitten, um dankbar und scherzend entgegengenommen zu werden.

Der der Schule Verwiesene nahm auch keinen Schaden durch sein tragisches Geschick. Es war, um Namen zu nennen, Otto Becker, der Sohn des früheren Direktors der Schule. Er wurde ein tüchtiger Mann, der viel Gutes gestiftet. Zu seinem Gedächtnis ist in unseren Tagen (1898) an dem Hause, das am Westeingang zum „Palmberg“ steht, eine Tafel angebracht, welche die Inschrift trägt:

Dr. med. Otto Becker,
1869—1890 o. ö. Professor der Augenheilkunde
an der Universität Heidelberg,
geb. zu Dornhof Raseburg 3. May 1828.
gest. in Heidelberg 6. Febr. 1890
verlebte in diesem Hause seine Jugend.
Gewidmet von seinen dankbaren
Freunden und Schülern.

Otto Becker, dem ein unfreiwilliger, schneller Abgang von der heimischen Schule geworden, war ein Sohn des Ulrich Justus Hermann Becker, der 1818 als Präzeptor nach Raseburg berufen, dort seit 1819 als Prorektor amtierte und 1839 als Direktor die Leitung der Domschule übernahm. Die Eltern bewohnten zunächst das kleine, jetzt abgebrochene Haus am Nordende des „Patschenganges“, das demnach das Geburtshaus des Otto Becker ist, und bezogen 1831 das durch die Gedenktafel bezeichnete größere Gebäude, in welchem auch nach dem im Jahre 1843 erfolgten Tode des Vaters die Mutter noch wohnen blieb. In diesem, in der stillen Ruhe des Dornhofes stehenden Hause verlebte der Knabe glückliche Kinderjahre. Seine Mutter Mathilde Hufeland war die Tochter des Professors der Rechtswissenschaft Gottlieb Hufeland in Jena, der noch mit Goethe und Schiller befreundet gewesen ist. Er wurde nach mannigfachem Wechsel (Würzburg, Landsbut, Danzig) Professor in Halle, wo er 1817 starb. Der bekannte Chr. Wilh. Hufeland, 1798 als Leibarzt des Königs von Preußen nach Berlin berufen, dort erster Arzt der Charité und Gründer des polytechnischen Instituts, sowie der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft, war sein Vetter.

D. Becker studierte 1847 in Erlangen Theologie und Philologie, von 1848 bis 1851 Mathematik und Naturwissenschaften in Berlin. Von hier als Hofmeister nach Wien berufen, wandte er sich von 1854 ab dem Studium der Medizin zu, dem Fache, in welchem er Hervorragendes leisten sollte. Nach ersten Anstellungen, Sekundärarzt im Wiener allgemeinen Krankenhaus, Assistent beim Augenarzt Ferd. Arlt in Wien, habilitierte sich Becker, der seit Jahren dem Spezialfach Augenheilkunde sich zugewandt, dort 1867 als Dozent für dieses Gebiet. Schon im nächsten Jahre erhielt er einen Ruf als Professor der Augenheilkunde nach Heidelberg; und hier hat der gebürtige Raseburger eine Wirkungsstätte gefunden, die ihm Lebensinhalt wurde und vollen Erfolg bescherte.

Schaffensreich war Beckers Tätigkeit im Hörsaal und in der Heidelberger Augenklinik, die hinsichtlich der Einrichtung und Ausstattung als Muster für andere galt, bedeutend seine fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen, von

denen Erwähnung finden mögen die Bearbeitung eines „Atlas der pathologischen Topographie des Auges“, die „Pathologie und Therapie des Linsensystems“, „Zur Anatomie der gesunden und kranken Linse“.

Als Sechzigjähriger suchte Otto Becker, der Anhänglichkeit an seine Heimat in Treuen sich bewahrt, die Vaterstadt in Begleitung seines Sohnes noch einmal auf. Er sah Dom und See, Wald und Weg und trat an alle Stätten, die Erinnerung an glückliche Jugendjahre ihm hatten lieb werden lassen. Der einst vor langen Jahren ihm gewordene kurze Abschied von der Schule ließ hier am Orte die Gedanken hinübergleiten zum treuen Freunde, der im Karzer unfreiwillige Muße erlitt, an — Jacob von Falke, den der Lebensweg hinangeführt zum weitbekannten Kunst- und Kulturhistoriker und Direktor des Museums für Kunstindustrie in Wien.

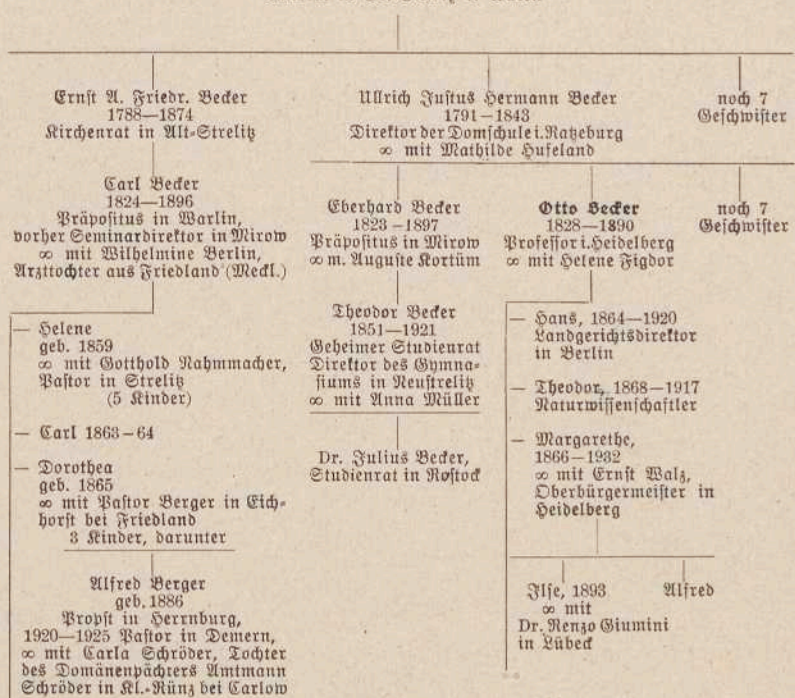
In der Heidelberger Augenklinik fand die vom Prof. König-Wien ausgeführte lebensgroße Büste des Verstorbenen an dem Tage ihre Aufstellung, an dem er sein 70. Lebensjahr vollendet haben würde, ein bleibendes dankbares Gedenken an Otto Becker und sein Schaffen, von dem Segen ausging.

Theod. Göze, Lauenburg (Elbe).

Aus der Stammtafel der Familie Becker

Georg Jakob Becker
1762—1826

Amtsrat in Gr.-Giewitz b. Waren



De Smilower Döp

(Ergänzung und Berichtigung des gleichnamigen Aufsatzes in den Mitteilungen 1939/2.)

„As de Süseler Döp so grot
is up stuns de dütsche Not.“

So stand zu lesen auf dem Papiergeld, das die Kirche zu Süssel in der Notstunde der Inflation nach Abschließung des Schandvertrags von Versailles herauszugeben gezwungen war.

Dank dem Führer des neuen Deutschlands und den gigantischen Siegestaten der deutschen Waffen denkt heute kein Mensch mehr an eine Inflation. Die Schmach von Versailles ist geföhnt. Heute können die Süseler sagen:

„As de Süseler Döp so grot
is Dütschland sien Freund'
öwer de Rühr von de Not.“

Da stehen wir nun mit diesem Süseler Sprichwort mitten im Herzen des schlichten, frommen, heiter scherzenden oder ernst mitleidenden Volkes Nordelbingens. Süssel ist ein echt bäuerliches, im alten Wagrien gelegenes Kirchspielsdorf, nicht weit von Lübeck. In seiner Kirche wird ein riesiger, granitener Taufstein aufbewahrt mit einer achteckigen Kuppe von 1,15 m Durchmesser. Wie so mancher alte Taufstein lag er einst draußen, bis man ihn wieder dorthin beförderte, wohin er gehörte. Die übermäßige Größe der Kuppe reizte je und je die Kirchspielsleute zum harmlosen Scherzen. Ein großes Gefäß, z. B. eine weiträumige Tasse veranlaßte zur Bemerkung: so grot as de Süseler Döp. Aber auch die riesenhafte Not des Vaterlands legte den sprichwörtlichen Vergleich nahe. In diesem Sprichwort eines Kirchspiels beläuscht man das Geheimnis der Volkseele eines meist wortfargen Stammes.

D. Haupt hat in seinen „Bau- und Kunstdenkmälern“ VI, Heide 1925, über das Vorkommen granitener Taufkuppen in Schleswig-Holstein und benachbarten Gebieten berichtet. Nicht immer ist die Verwendung zum Zwecke der Taufe sicher. Es kann sich auch um Weihwasserbeden handeln. In der Hauptsache sind solche Kuppen in Wagrien und Polabien erhalten. Einer achteckigen Kuppe begegnet man in Süssel, Herrnburg und Rakeburg-St. Petri, wo auch eine granitene Weihwasserkuppe (?) im Museum gezeigt wird. Diese Stücke sind sämtlich sehr alt und müssen aus der Anfangszeit der Kirchengründung unserer Gegend stammen. Für Rakeburg könnte man die beiden granitenen Kuppen dem 12. Jahrhundert zuweisen, als die frühere, romanische St. Petrikirche erstand. Der granitene Taufstein in Carlow ist wahrscheinlich aus Gotland eingeführt und jünger als die oben genannten Kuppen. Das älteste derartige Stück aber dürfte wegen der äußerst rohen Verarbeitung die im Museum zu Rakeburg aufbewahrte Kuppe sein.

Großräumige Kuppen aus Granit sind Seltenheiten. Sie fielen je mehr auf, je geringer an Durchmesser die späteren Kuppen waren, als die Kinder bei der Taufe nicht mehr untergetaucht wurden. Daß sich der Scherzgeist des Bauern dieser auffallenden Gefäße bemächtigte, ist dem Volkshändler ohne weiteres verständlich. So ging denn, wie wir oben gesehen haben, durch das Süseler Kirchspiel jenes Sprichwort: „So grot as de Süseler Döp.“

Eine Parallele völlig gleicher Art ist die „Smilower Döp“. In Smilau pflegt man genau wie in Süssel am Kaffeetisch zu scherzen: „Du bekommst de Smilower Döp“, und die Hausfrau stellt eine große Tasse vor dem An-

geredet auf den Tisch. Während nun in Süßel der alte, riesige Taufstein noch vorhanden ist, ist der Schmilauer verschollen. D. Haupt berichtet, daß der jetzt in einem Garten aufgestellte polygone Taufstein zu Mölln aus der Kirche zu Schmilau stammen soll. Bewiesen ist es nicht. Andererseits behauptet man in der Rakeburger Vorstadt, daß der in dem Derminer Wiesengrund ruhende Taufstein „de Smilower Döp“ sei. So spricht der Volksmund und glaubt fest daran, jene Kuppe sei der alte Taufstein aus der alten Kirche in Schmilau, das einstmals eine selbständige Muttergemeinde war, aber seit der Reformation eine Kapellengemeinde von St. Georgsberg ist.

Die Kuppe ist von Granit und achtkantig gearbeitet. Sie dient als Brunnenstein und gehört der Stadt Rakeburg, wie sie auch auf städtischem Grunde ruht. Das dort stetig fließende Wasser wird von den Derminern hoch geschätzt. Auch bei stärkster Kälte läßt es nicht im Stich. Die granitene



De Smilower Döp

Aufnahme von Studienrat Franz Tiedemann, Mai 1940

Kuppe mißt ca. 1 Meter im Durchmesser, ist also der Süßeler an Ausmaß ähnlich, auch darin, daß sie acht Kanten hat.

Indessen kann diese sogenannte Smilower Döp auf Dermin in der Rakeburger Vorstadt der alte Schmilauer Taufstein nicht sein. Das läßt sich aus alten Kirchenrechnungen von Rakeburg=St. Petri nachweisen. Hiernach wurde anfangs des 18. Jahrhunderts, der Kunststrichtung der Barockzeit entsprechend, statt des alten Taufsteins in der Petrikirche ein Taufengel aus einer Möllner Werkstatt beschafft. Von dem alten erwarb der Landdrost von Werpup die weiträumige Kuppe, die er nach Ankauf des Gutes Dermin bei Rakeburg für seinen Garten als Brunnenstein benutzte. Der Stiel, der achtkantig war wie die Kuppe, wurde beim Leichenhause verwahrt. Bei der Aufzählung des Inventars des Gutes 1776 wird nach Magistratsakten ausdrücklich der Taufstein auf der Wiese des Dermins erwähnt. Das Protokoll spricht von einem „großen, ausgeründeten Taufstein“. 1794 erwarb die Stadt Rakeburg das Gut Dermin. Nach einer Akte im Kieler Staatsarchiv (DI 1 Nr. 3272) wurde der Platz um den Taufstein nicht als Wiesenparzelle ver-

kaufte. „Der Brunnenstein verbleibt der Stadt und darf ohne Magistrats Bewilligung nicht weggenommen werden, damit dadurch dem Brunnen seine Zierde nicht benommen werde.“ So beschloß der Magistrat am 30. Januar 1794, was die hannoversche Regierung am 6. Februar 1794 genehmigte. Man schätzte den Wert der Kuppe hoch, weil sie dem Volke als Brunnenstein diente und gleichzeitig eine Zierde der Wiese war. Mit Recht! Denn jene achtkantige Kuppe von Granit hat tatsächlich Kunst- und Denkmalswert.

Der dazugehörige achtkantige Stiel ist seit etwa 1730 verschollen. Damals lag er beim Leichenhause unbeachtet, so daß er leicht verlorengehen konnte.

Wie aber kommt die Kuppe im Derminger Wiesenplan zu der Bezeichnung „Smilower Döp“? Ebenso wie jener Taufstein in Mölln. Das scherzende Volk hat ihr den Namen gegeben, weil ihm die „große, ausgeründete“ Schale Heiterkeit auslöste. Die ehemalige verschollene Kuppe der Taufe der Kirche zu Schmilau, die riesenhaft gewesen sein muß, hatte den Bauer dajelbst zu der sprichwörtlich gewordenen harmlosen Spottrede gereizt, große Gefäße, die aufstießen, als „Smilower Döp“ zu benennen. In Schmilau lacht man noch heute gern am Kaffeetisch über den, der die größte Tasse bekommt: „Sei hett de Smilower Döp,“ so stichelt man schelmisch, und alles freut sich über den Wit. So hat man denn auch in Mölln und Rakeburg gescherzt und mit den dortigen, großen Taufsteinen seinen Spott getrieben. Das Volk, vor denselben stehend, pflegte zu bemerken: „Grad so grot as de Smilower Döp.“ Es war dann nur noch ein Schritt bis zu der Annahme, daß, sei es in Mölln, sei es in Rakeburg-Derming, tatsächlich und wirklich der Schmilauer Taufstein aufbewahrt sei, dort im Garten, hier auf der Wiese.

Wertvoll an dem Volkswitz bleibt immerhin die nur so erhaltene Nachricht von einem sicherlich sehr alten, besonders großen Taufstein der einstigen Kirche in Schmilau, die sicherlich im 13. Jahrhundert eine glänzende Vergangenheit erlebte, als der Bischof auf der nahen Marienhöhe residierte. Heute ist in Schmilau nur noch eine Kapelle, und der alte Taufstein ist nicht mehr auffindbar.

Für die volkstündliche Arbeit aber bilden der Süßler und der Schmilauer Taufstein mit der gleichen Glosse des Bauernvolks einen Beitrag zum Charakter des nordelbischen Menschen.

Ist noch an anderer Stelle in der Nähe Lübecks oder anderswo eine ähnliche Redewendung nachweisbar?

Fischer-Hübner.

Allerhand Erlesenes aus Holland

Von Wilhelm Möller, Hamburg.

Der Eintritt des neuen Jahres wird in einer Rotterdamer Zeitung folgendermaßen beschrieben: Toen te twaalf uur de eerste torenslagen door den duisteren hemel klonken, verscheurten oot de sirenes de nachtelijke stilte. = Als um zwölf Uhr die ersten Turmschläge durch den dunklen Himmel klangen, verscheuchten auch die Sirenen (der Schiffe) die nächtliche Stille. Het oude jaar werd verjaagd en het nieuwe met klanen, die man nur eens in den 365 dagen muziel mag nomen, ingehaald. = Das alte Jahr wurde verjagt und das neue mit Klängen, die man nur einmal in den 365 Tagen Musil mag nennen, eingeholt. In alle wijsten hoorde men schieten, bescheid enof wat krachtiger. = In allen Stadtteilen hörte man schießen, leise oder auch kräftiger.

Reeds in den vooravond beiderden overal in de Stad de kloffen en men ging ter kerke. — Schon am Vorabend spielten überall in der Stadt die Glocken und man ging zur Kirche. Das Verb „beieren“ bedeutet soviel wie ein kunstvolles Läuten der Glocken. Man hat in Holland vielfach Glockenspiele, die aus dreißig, vierzig und mehr Glocken bestehen. Sie werden von einem Organisten oder einem beiaardisten gespielt. Auch gibt es Komponisten, die Musikstücke für das beiaard, das Glockenspiel, schreiben. In den Städten, die in Kirche oder Rathaus ein solches Glockenspiel besitzen, finden von Zeit zu Zeit Kongresse aller Freunde des Glockenspiels statt und Glockenspieler und Komponisten lassen ihre Kunst und ihre Werke öffentlich hören. Die Musik, die so hoch vom Turme schallt, hat die ganze Einwohnerschaft der Stadt als Hörer.

Übrigens erinnere ich mich des Wortes „beiern“ aus meiner Jugendzeit her. In der Gemeinde Herrnburg nennt man das Läuten der Glocken am Sonntag vor Beginn des Gottesdienstes „beiern“. Und zwar ist dies ein Läuten besonderer Art. Der Klöppel jeder Glocke wird durch einen Strang, der an der Mauer des Turmes festgebunden ist, bis ganz dicht an den Rand der Glocke herangezogen. Ein leichter Schlag mit der Hand auf diesen Strang bringt die Glocke zum ertönen. Dazu sind die drei Glockenstränge noch durch Querbänder miteinander verbunden, so daß der Glockenläuter oder richtiger Glockenspieler mit e i n e r Hand zwei Glocken leicht und schnell hintereinander anschlagen und mit der andern Hand auch noch die dritte Glocke ertönen lassen kann. Ich habe als Junge ein paar mal zugehört und zugehört, wie der Herrnburger Beiaardist — Holst oder Holz hieß er — mit den Händen in die Stränge griff, bald das eine Paar Glocken, bald das andere Paar trillerartig erklingen und abwechselnd die dröhnende große oder die kleine helle Glocke ihre Stimmen mit erheben ließ. Er brachte Rhythmus und Abwechslung in sein Glockenspiel, er war Komponist und Virtuose zugleich.

Und die Bewohner Herrnburgs wie die Kirchenbesucher aus den anderen Dörfern standen am Sonntag unter dem Eindruck dieses Glockenspiels. Es dauerte wohl eine halbe Stunde. Es tönte den Kirchengängern schon entgegen, wenn sie sich dem Kirhdorfe näherten. Es ließ ihnen noch Zeit zum Austausch von Neuigkeiten, zur Begrüßung von Freunden und Bekannten. Es lud ein zu einem kurzen Verweilen auf dem Friedhofs im Sommer, im Winter in einer Gaststube. Zu Gruß und Gedankenaustausch gab das Glockenspiel seine Weihe. „Sitt man noch'n beten still, da ward noch einmal beiert.“

Ob ein historischer Zusammenhang besteht zwischen dem Herrnburger Beiern und dem holländischen beiern? Es wird sich schwer noch nachweisen lassen. Ist ein ähnliches kunstvolles Läuten auch in anderen Kirchen unserer Gegend noch üblich? Kennt man auch anderswo das holländische Wort beiern?

Ja, da fällt mir ein, in einem plattdeutschen Kindervers kommt das Wort vor. Wenn eine Mutter mit ihrem Wiegentkinde spielt, läßt sie wohl ein Spielzeug hin und herschwingen und singt dazu:

„Bin, bam, beier,
De Köster mag kein Eier.
Wat mag hei denn?
Speck in de Pann!
Is'n schönen Leckermann!“

De Henkelpott.

Von Hermann Warke, Schwerin-Lantow.

In Strelitzer Platt vateilt.

Je, wer kennt hüt noch 'n Henkelpott? Un doch is dat keen Minschen-öller her, denn wier he 'de Stolz bi de Katenfru mant ehr Atengeschirr. Twe Orten gew dat dorvon, den eenpöttigen, de in ganz Medelborg to finden wier, un den dubbekten, de mihr in 'n Osten bruct wü un van den id hier vateillen will.

A, wo breetspurig stünn he up de Kädenburt bi all de lütten Pött, bi de Stipp- un Fettsumms — as 'n tosamengewussen Druwappelpoor, as 'n Twäschenplum. Wat för 'n hübsche witt Glasur har he, binn un buten. Baben un unnen an den Rand har he twe blage Striepen un dortwischen rundüm 'ne Zickzack-orra 'ne Schlangenkant. So 'ne Kant löp of rund um de beiden Stülpas. Wo Platz wier, har de Pötta hier un dor noch Blomen un lütte Puppen upmalt. Wat wier't 'ne Pracht! Un denn gew dat of noch wed, de wern ganz brun glasiert.



Uns Strelitzer Land kreeg sien Henkelpött ut Straßborg in de Ufermark. Dor wü all so'n ierden Geschirr maht. De Pöttafrugens keemen denn mit ehr Planwagens un führten von Döör to Döör. Se harn Schillingsfatten, Atensumms, Fettgnappen, brun Pött in alle Grötten, un of Henkelpött. Kosten deer so 'n Dubbelpött 'n halben Dahler und of woll 'n poor Schilling mihr, wenn he gröter un bunter wier. In 'n Döörchnitt güngen annert-halw Liter rin, dat heit in de een Hälft, un de anner hül natürlich of so väl. Ädwer de Schweriner Grenz jünd de Straßbörger Pöttawagens nich alltomiet rädwer gahn, id hew mi ädwer vateillen laten, dat de Pötta in Malchow Dubbelpött maht un bet in de Gegend von Güstrow utbannelt hemm säöln. Wierer na Westen hento giwt dat denn bloß noch Eenpött.*)

Uns Katenfrugens ut olle Tieden harrn je woll Duden upstahn laten wullt, wenn ehr seggt worden wier, dat wü in disse Welt noch mal ahn dubbelt Henkelpött gahn. Un wöhr is 't: de Dubbelpott päßt to 't Mirrag-

*) So ist es. Ich habe im Schönberger Heimatmuseum fast ein Duzend in verschiedenen Größen, aber es ist mir hier im Raseburgischen nie ein Doppeltopf zu Gesicht gekommen. Bd.

dragen as keen anner Stüd Geschirr. Dörch dat Henkel wir he bequem to dragen, he söl nich so leicht üm, un he künn twe Gerichte togliet upnehmen. Un denn höl he dat Äntet väl länger warm as de oll Bleckpött, de nafer de Klemptners na sien Modell makten, un de denn of, wiel se nich intwei gängen, den ierden Pott ganz ut de Käßel vadräben hemm.*)

Wenn de Luft rankamen wier, denn löst dat Mirragdragen bi de Görn allerlei Börfreund ut. All in de School dreiht sich de Unnerhollung üm dit Thema. Wer woll all Mirragdragen müßt? Keem denn de Dag, un de School wier ut, denn güng dat dörchnanner: „Minna, hal mi of af!“ „Frits, tów of so langen!“ „Hanna, hal di of nich so langen up!“ „Kieka, mak doch 'n bäten to, jall denn dat Mirrag noch solt wardn?“

„Na“, seggt Jehann Dahlt, „wi willn doch all tosam gahn, dat matt mihr Spaß, un wi können uns wat vatelln!“

So treedt denn de ganze lütte Gesellschaft, wenn dat sowiet wier, gemeensam ut dat Dörpenn: in de een Hand den Henkelpott, in de anner de Drinkenbüddel, de in 'n Binddool unbunden wier. De Jungens harn sich den Bleckläpel — mihr Ätgeschirr brukten se nich — in dat Knooploch von ehr Jach stäten, de Mäkens harn em mit 'n Band an den Henkelpott bunn, orra se drögen em in de Hand. Strümp und Höltschen gew dat nich. Wier je Sommerdag. So güng dat leichtfötig äwa den Barg, as sönn lütten Rudel Reh.

Von de Muddings harn se noch all de Vermahnung mittrügen: „Seh't juch of got vör, un fallt of nich.“ Köwer nu müßten doch nu mal de niegen Pött bekäfen un bewunnert wardn.

* Solche Blecktöpfe kenne ich nicht, zum wenigsten keine doppelten. Emaillierte Einzeltöpfe sieht man bisweilen. Aber unser Heimatmuseum besitzt einen Henkelpopf aus Z i n n , allerdings keinen doppelten. Ein gleiches Exemplar sieht im St. Annen-Museum zu Lübeck. Johs. Warnde beschreibt es in seinem Buch „Die Zinngießer zu Lübeck“ (Lübeck 1922) in einer Fußnote auf S. 186 wie folgt: „Ein Henkelpopf mit profiliertem Durchschnitt, sogen. „Seeltopf“ (Abbildg. i. Bilderanhang beigegeben). Er hat seinen Namen von dem Henkel, der ursprünglich aus einem Seil („Seel“) bestanden haben wird. Diese Töpfe wurden zum Nachtragen und Mitnehmen des Mittagessens benutzt, z. B. bei der Ernte. Noch in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts sah man diese Töpfe ab und zu im Gebrauch bei Insassen des Heiligen-Geist-Hospitals.“ Hierzu teilt mir Herr Studiendirektor Warnde noch mündlich mit, daß Gelehrte, die des Plattdeutschen unkundig waren, die ihnen unverständliche Bezeichnung „Seelpott“ mit „Seele“ oder „selig“ zusammenzubringen versucht hätten, wozu ja die Benutzung im Heiligen-Geist-Hospital einen Anlaß gab. Ein Henkel, nicht nur aus Hanf, sondern auch aus Holz (am Korbe) oder Metall (z. B. beim Kessel), wird heute noch in plattdeutscher Mundart bei uns Seil (gespr. Se—il) genannt. Ältere Leute wissen, daß ihre Eltern und Großeltern vom „Seilpott“ sprachen, aber an ein „Seil“ aus Hanf oder Flachs erinnert man sich nicht mehr. Unser Schönberger Henkelpopf mit der eingerihten Aufschrift J. E. S. 1784 hat schon einen metallenen Henkel, der „Tragestrang“ wird also am Ausgang des 18. Jahrhunderts nicht mehr gebräuchlich gewesen sein. Nach der Gießermarke auf dem Henkel hat ihn Meister Bernhard Christian Böttger in Lübeck angefertigt, der verwandtschaftliche Beziehungen zu der Zinngießerkfamilie Böttger in Parchim gehabt haben soll. Zu vergleichen ist der Aufsatz von J. Warnde „Altes Zinngerät im Museum zu Schönberg,“ Jahrgang 1922 des Schönberger Heimattkalenders.

„O, Rika, wat heist du förn hübschen Hentelpott. De is woll dü'r wäst?“
 „Dat wet ic nich, uns Mudding hett bloß Eier dorför geben, wi harrn keen Geld mihr.“

„Hanna, dien is noch van valäden Johr? De is of noch ganz god. Äöwa kiel mal Friß Brämänn sien, denn hett de Kätelsida all mit Draht binn müßt, de hett all na schöne Bust!“ „Ja, eenen hett he dat vörrig Johr jo of intwei schmäten, jera Johr kann sien Mudda je of keenen niegen löpen.“

„Minna, wat sünd up dienen för hübsche Blumen un Puppen, de is of woll von de Straßborgsch Pöttasfru?“

Von dat Utsehn von de Pött keemen se denn of up dat, wat dorin wier:
 „Minna, wat hemm ji hüt fast?“ flüstert Hanna. „Bachbeeren un grot Klüt“, seggt Minna. „Ic hew Bräntüsten un Stipp un did Melk“, seggt Hanna. „A“, röppt Friß Dahll, de dat hört har, „de ät ic nich, dat fast uns Mudda gornich ierst; ic hew dic Arsten un Fleeisch! dat giwt Murr in de Knafen un Rädgen in de Post, seggt uns Vadda.“ „Na, ic hew Boddermeltsalat un Boddermeltsries, dat is mien Leibgericht“, vatekst Korl Knop. „Ach du Gott“, freigt Jehann Meier, „dor gah mi man mit; dornah lierten wiet nah kiesen, äöwasten dor busten een je de Haden nah in!“ „Ja kiel“, lacht Minna, „du Vedatäh, magst of grön Seep?“

Nachdem se sich nu all äöwa ehr Leibgericht un of äöwa dat, wat nah ehr Meenung äöwahaupt nich to geneten wier, utspraken harn, wiern se denn of bi de Musters ankamen. Jera Meier un Binna söcht sich 'n bequem Flach an de Hock orra unna'n kölen Boom un läpelt sien Mahltied ut 'n Hentelpott.

Up den Rügweg harn de Gören dat je nu nich so ielig. Se söchten sich gegenseitig de Tied dormit to vadriehen, dat se sich so'n bäten naren un brüden deeden. Heemlich fuscherten se sich lütte Steen orra de asgepulken Knafen in de Pött, ja — Korl Brinkmann har dat mal farig kregen, dat he Minna 'ne grot Pogg unna den Stülpa von ehren Pott spunnt har, ahn dat se 't gewohr word'n wier.

Wed Pött wiern den ganzen Somma in Gebruf, dat wiern de för de Koch-, Schaap- un Schwiensöras. Wenn een den Vörmiddag äöwer in de prall Sämm fickt un sich de frisch Lust üm de Uhrn weihn lett, denn stellt sich de Hunger in. Ach wo sehnjüchtig keel denn de Schepa äöwer 'n Barg, ob de Rika orrer Fiesen noch nich bald mit den Hentelpott to sehn wier. Wer wull em dat vadenten? Wassa löp denn of noch mal, ahn dat em dat seggt wier, üm de Schaphod rüm un drew se up de Middagstäd tosam, dat se all de Köpp nah de Mitt hen tosam steden un nah buten mit de Schwänz bammelten, dat heet, wenn se weel harn.

De Schepa sett sich unna 'n Eed orra unna 'n willn Bärboom, de as Markboom stahn bläben wier un unna den se de Sammelsteen tosamdragen harn. Dat gew denn 'ne herrliche Sitzgelegenheit. Wassa nehm sienen Platz dre Schritt vör sienen Herrn, spißt de Uhrn un lurt up den Rest, denn de keem em to. Dorför lickt he den Pott naher of so rein, dat de Kädtsch keen Arbeit mihr dorvon har.

Wenn de Zerdbeeren un de Himbeeren und de Birbeeren riep wiern, denn wür de Hentelpott mit in 'n Busch nahmen. Dat plükt sich väl bätä in em as in 'n Korf, denn so 'n ierden Pott is köl, un denn künn of de Safft nicht abdriehen, wenn de Beeren so 'n beten rieklisch riept harn.

Man möt sich wunnern, dat de dubbelte Hentelpott so ganz ut de Mod kamen is un dat em wed Gegenden äöwerhaupt nich kernen liert hemm. He wier de lütten Lüd' ehr Fründ, un wer mal mit em to dohn hat hett, de ward em nich vagäten.

Vom Kummeldeus

Von J. Warne.

Im Jahre 1739 erschien zu Leiden in Holland der zweite Band des von dem Gelehrten P. L. Berkenmeyer französisch geschriebenen Werkes: „Der lustige Antiquar oder geographisch und geschichtliche Sammlung der bemerkenswertesten Dinge, die man in den vier Erdteilen findet.“ Von Interesse ist, was er auf S. 539 von unserem Vaterland sagt: „Deutschland wird gemeinhin das beste Stück und die Blume Europas genannt und man sagt, daß ihm nur die Einigkeit fehle, um sich unbesiegbar zu machen.“ Doch abgesehen von diesem immerhin bedeutsamen Urteil des Verfassers wollte ich darauf hinweisen, daß er auf Seite 540 von den Bieren Deutschlands, ihrer besonderen Art und Güte, sowie ihren einzelnen Namen spricht. Er führt eine lange Reihe von Bierorten und ihren Brauorten auf. Darunter nennt er aus Mecklenburg den „Kniejenack“ aus Güstrow und den „Biet den Kerl“ aus Boizenburg. Ebenso erwähnt er den „Kummeldeus“ aus Rakeburg. Es muß dieses Bier also schon eine gewisse Berühmtheit gehabt haben, wenn es in einem solchen Werke wie dem genannten Erwähnung findet.

Über Herkunft und Bedeutung des Namens sind wir bisher immer noch im Unklaren. Vielfach wird der Name auch als Kummeldeus gegeben. Ob er mit „rummeln“ in Verbindung steht? Andere wiederum wollen die Bezeichnung zurückzuführen auf „rompere la testa“ (abstumpfen, schwächen), das sich der Volksmund zurechtgelegt habe. Dr. Fr. Teden in seinem „Brauwerk in Wismar“ (Hans. Geschichtsbl. 1916, S. 159) hält Kummeldeus für ein Weißbier. In Norddeutschland hatte der Kummeldeus eine weite Verbreitung und erfreute sich besonderer Beliebtheit und daher großen Absatzes in Lübeck. Anscheinend muß es zwei Sorten vom Kummeldeus gegeben haben. Kunrat von Hövelsen in „Lübecks Herrlichkeit“ (Lübeck 1666) spricht auf Seite 101 neben anderen Bieren von „dem edlen kühlenden Patientenbiere, dem Kummeldeus, welcher, weil er nicht zu höpfig, wohl gar gekocht und wohlsmekend ein köstlicher Lösch- und Labetrunk ist“. Er fährt aber fort: „In den Brauerkrügen ist sonst der brandige bittere Kummeldeus für die Bierfliegen und Saufesels gleichwohl auch zu bekommen.“ Dem Lübecker Bleichbier aber stellt er das Zeugnis aus, daß es sich „vergütet“, „wann es nur über die See nach Danzig verführt wird, daß es da für Kummeldeus getrunken wird.“ Das spricht also auch für die Güte des Rakeburger Bieres.

Wie die anderen fremden Biere, so war auch der Kummeldeus in Lübeck nur in bestimmten Gasthäusern zu haben. Zunächst durften die einzelnen Kollegienhäuser dieses Bier an die Zunftgenossen ausshenken, aber nicht über die Straße verkaufen. So sagt z. B. der Wirt im Schütting der Schonenfahrer 1637, daß der Kummeldeus schon „seit undenklichen Zeiten“ geführt würde. Als aber 1659 die Tonne Kummeldeus um 8 Schilling im Preise stieg, erwirkte er vom Rat die Erlaubnis, Möllner Bier, die sog. „Lauke“ zu schenken. Die Mitglieder aber verlangten das ebenfalls recht beliebte Hamburger Bier. Den eigentlichen Vertrieb im Kummeldeus hatte die sog. Schafferei, das spätere Tivoli. Dieses Wirtshaus, das dem Schaffer des Rats zum Nebenerwerb zustand, lag neben dem Burgtor an der Wakenitz, dort, wo sie in den Stadtbereich einfloß. Hier legten eben die von Rakeburg auf der Wakenitz kommenden Schiffe an und so war es gegeben, die Schafferei zur Niederlage des Kummeldeus zu machen. 1577 kamen 844 Tonnen an, 1635: 5117, 1650 rund 3200, 1660: rund 3000. Der Kummeldeus, wie auch die Lage der Schafferei, machten sie zu einem sehr beliebten Aufenthalt der Lübecker. Außerhalb der Stadtmauern waren es folgende auf dem Wege nach Rakeburg liegende Krüge: 3. Fischerbuden, Strednitz und der Grönauer Baum, die Kummeldeus ausshenken durften. Einen

großen Umsatz in Kommelbeus hatte die ebenfalls außerhalb der Stadt gelegene Lachswehr an der Trabe. Der Pächter sollte ihn aber nicht „bei Tonnen, halben Tonnen und großen Flaschenkörben in die Stadt schicken“. Dagegen wurde es ihm „vergönnt und zugelassen“, den Kommelbeus „in kleinen Flaschenfuttern von 3 bis 4 Stübchen (je 1 Liter) und andere Kleinigkeiten in die Stadt zu schicken“. Aber immer wieder verstieß der Pächter gegen diese Anordnung, so daß der Wirt der Schafferei 1705 z. B. in einer Beschwerde sagte, daß der Pächter der Lachswehr gestanden habe, daß er 400 bis 500 Tonnen Kommelbeus in der Stadt verkauft habe, „so mir ja glatt entzogen“.

Wie groß der Verbrauch an Kommelbeus war, davon zeugt u. a. das Bogelschießen auf dem Bürgerschützenhof, wo 25, 30, 45 ja 60 Tonnen von diesem Bier verbraucht wurden. 1638 kaufte man 50 Tonnen ein, davon wurden einzelne als Ehrengeschenke weitergegeben.

Bekannt und beliebt war der Kommelbeus schon im 15. Jahrhundert. Paul Alpers („Die alten niederdeutschen Volkslieder“, Hamburg 1924, S. 173) bringt das folgende darauf bezügliche Lied aus der Zeit von 1440:

1. Kummelboß, ic̄ mot di drinken,
schulde ic̄ di mit den Dgen wanken,
dat rede ic̄ all bi Sinne.
Wenn ic̄ di kan haben nicht,
so bin ic̄ gar ein bloder Wicht,
ic̄ ne weit (= weiß nicht), wes ic̄ beginne.
2. Och Gott, wor neme ic̄ Drinkelgeld?
min Etent is̄ gar klene;
wenn ic̄ des nicht have bestell,
so bin ic̄ gar ein bloder Held,
man wiset miß uter Meine (= Gemeine).
3. Umme Wittepenning — Drelinckschuld
deit miß de Krogerische grot Unduld
und spreket miß an mine Ere;
wenn ic̄ up der Straten ga,
bin ic̄ (= schuldig), der Penninge twene;
so schreiget balde: Wassen! na,
also umme de Marke tene. (= als wäre ich 10 Mark schuldig).
4. Ic̄ drinke diß, borge und sette en Band,
ic̄ hope rife to werden;
ic̄ sta gescreven up der Band,
noch ga ic̄ up der Erden.
5. Deme Geselle, deme ic̄ min Veier entbot (= zutrank),
de sprak: „Ic̄ helpe diß uter Not
mit enem naten Plunder (= Lappen).
Ic̄ will mi bi de Wende fliten (= freiben)
unde wischen awer de screven Kriten,
so bistu gar untbunden!“
6. „Keen werlic̄, dat war ovel dan,
Loven (= Glauben) will wi holden;
uns werd wol, des wi nicht en han;
Geluck mot unjer walden.“

7. Aldit vorbring ic mine Jar,
mit Sorgen unde mit Moien;
een ander werd des wol enwar,
it enregent eme nene Koge (= Kùhe).

Ein anderes Lobgedicht auf den Kommeldeus enthält eine lateinische theologische Handschrift der Lüb. Stadtbibliothek. Sie stammt aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Das lateinische Loblied steht auf der Innenseite des hinteren Einbanddeckels. Herr Bibliotheksrat Dr. Weber machte freundlichst darauf aufmerksam. Die folgenden Zeilen sind die von ihm in Versform gebrachte Übersetzung davon:

Könnt ich's geschickt doch sagen,
was ich in früheren Tagen
erfuhr noch als Scholar
von Kummelboijen Güte:
Kam einer, der sich mühte,
nicht abzuschütteln war:
„Frisch auf, du Trauerklos,

Sei doch ein Bursche frisch
und trink mich untern Tisch.
Nur zu, wirst schon nicht sterben.“
Schon geh ich ins Verderben.

Nicht Gold, nicht Silberfachen,
kein Gold kann glücklich machen.

Was soll's den Beutel füllen.
Koch, Gut, den letzten Fehen
soll man für dich versehen,
um seinen Durst zu stillen.
Die Dunkelheit der Nacht,
des kalten Regens Nacht
soll mich nicht hindern dran,
zur Kneipe hinzugehen,
um lustige Leut zu sehen,
da ich nicht schlafen kann.
Jedwedes Bier ist leicht,
So weit der Erdkreis reicht;
doch Kummelbois wirft um.
Hier steht's im vollen Becher.
Zu Kopfe will's dem Zecher,
der ja kein Heiligtum.

*

Nachtrag. Im Zusammenhang mit vorstehendem Aufsatz bringen wir die folgende Zuschrift von Herrn Vid in Voizenburg:

„K o m m o l d e u s — K u m m e l d o ß.“ In Voizenburg wurde in früheren Jahrhunderten bei den Schützenfesten ein Bier getrunken, das aus Rabeburg stammte und den Namen Kommoldeus führte. Der Herzog Friedrich Wilhelm schenkte seit 1706 jährlich zum Scheibenschießen der Funst 6 Tonnen dieses Getränks „frei und ohne einige Licentabgabe“. Als aber später diese Abgabefreiheit wegfallen sollte, sandten „Bürgermeister und Rat, Alterleute und gesambte Schützenbrüder“ ein ergreifendes Klagegedicht an den Landesherren, des Inhalts, „daß bei hiesigem stark Bier ohnmüßlich das scheibenschießen in diesen so heißen Tagen ohne besorgenden schaden, Anglied und Unordnungen verrichtet werden könne.“ Das Bier scheint demnach in seinem Gehalt wesentlich schwächer gewesen zu sein als das einheimische, „Biet den Kerl“ genannt. Aus dem 15. Jahrhundert hat sich ein plattdeutsches Lied über den „Kummelboß“ erhalten, das Paul Alpers: Die alten niederdeutschen Volkslieder, Hamburg, 1924, Quiddbornverlag, unter Nr. 83 (S. 173) bringt. Ein Hinweis auf „Kummeldeuß“ findet sich auch in dem Buch „Ein Jahrtausend deutscher Kultur“, das ich nicht einsehen konnte. (Verlag und Erscheinungsjahr waren in der Quellenangabe nicht genannt.) — Wer weiß Näheres zur Namensklärung und zur Sache mitzuteilen?

Hans Vid.

Vergilbte Blätter Sprechen.

Aus den Schönberger Amtsakten, mitgeteilt von Fr. Buddin.

I.

Ich bekenne und bezeuge hiermit, daß Hans Lübbe von Rakeburg bey mir angetroffen als ein armer miserabel Elender Mensch, der fast nicht mehr von Einen Dörf nach den andern gehen könnte. Seine Seele (hat er) den allerhöchsten Gott befohlen und mir zu erkennen geben, wenn Er solte den allerhöchsten Gott befohlen und mir zu erkennen geben, wenn Er solte Etwas Plözlich mit Todesohmacht befallen oder todt auf der Straßen (ge)funten werden, so hätte er noch einige Sachen unter die Dohms Kanteley im Keller, damit ich (= er) zur Erden bestädiget werden köndte oder mit zur Hülfe genommen werden.

Erstlich ein außgemachtes Bette, 2 Bett-Küßen, einen Pöhl, (= Pfühl), 4 Laten, 4 Hemr (= Hemde), 2 Fleßen und 2 Heiden (= heden), und die Bätt Städte. Auch noch 2 Röcke und 2 Kamisöllen (= Kamisole), 1 schwarzen Rock und einen brunen, ein schwarz Kamisöhl und ein weiß Kamisöhl, ein schwarze Mantel, auch ein rohte Plüßen Hose, 4 Hemden, 4 Küßen Bühren, 1 neuen Hut, 1 alten Kuffer, 1 neu Schav (= Schrank), 1 Tisch und Schlot Tonnen (verschließbare Tonne), 3 Stul, (:) 1 Brett Stuhl, einen Lähn Stul, einen klein Stuhl, 2 Kessel von 2 und ein Halb Pundt.

Solches geschehen Loctwisch den 14. November 1730

Andreas Harms,
Schulmeister daselbst.

D. 10. Nov. 1730 hat Elsche Krögerch zugestanden, daß vor-specificirte Sachen in der Wohnung unter der Kanteley vorhanden außer ein Bettküßen.

Kipp.

II.

Als von den Unterthanen zu Loctwisch angemeldet worden, daß Hans Lübbe bei ihnen gestorben und vor seinem Ende verlangt, von seinem Nachlaß Christlich und ehrl. auf dem Schönberger Kirchhof (natürlich dem ganz alten bei der Kirche) begraben zu werden, so ist der Schulmeister zu Loctwisch befohlen, solche Beerdigung zu besorgen. Deßen Nachlaß ist sofort inventiret, auch demjenigen gleich befunden worden, was er davon vor seinem Ende an die Unterthanen zu Loctwisch ausgesaget. Die inventirten Sachen sind aber am 5. Dez. 1730 an den Meistbietenden öffentlich verkauft worden, wie folget.

1 alt Ober- und Unterbett von Bührwerd	}	2	14	3
3 Beyerwand Küßen				
1 alt Bettstede		2	"	3 "
1 alt Hürnen Schrank ²⁾		3	"	12 "
1 alt 4cker Tisch		—	"	9 "
2 alte Stühle		—	"	3 "
1 Brett Stuhl		—	"	2 "
1 fl. Meßing Kessel		—	"	14 "
1 dito		1	"	4 "
1 alte wurmstichigt schwarze Mantel		1	"	11 "

¹⁾ # = Mark zu 16 Schilling.

²⁾ Hürnschrank ist ein kleiner Hängeschrank.

1 alter schwarzer Rod, dafür nur 4 β geboten	—	12	„
1 alte rothe Plüßen Hofe ³⁾	5	9	„
1 Brauner Rod	—	21 ¹ / ₂	„
1 schwarz Futter Hemdt	—	12	„
1 Ganz Augen dito ⁴⁾	—	7	„
1 alt Gut	—	4	„
1 Schloß Tonne	—	2	„
1 alter Mauerhammer	—	8	„
2 Ganz Augen Tischladen	—	14	„
3 Alte Ladens	—	8	„
1 Alt dito	—	4	„
2 alte Klüßen Bühren	—	4	„
2 alte Hand Rollen ⁵⁾	—	2	„
4 ganz alte Hemdder	—	3	„
1 alter Kuffer	—	3 ¹ / ₂	β
	24	3 ¹ / ₂	β

1730 den 14. Dez.:

An Elsche Krögers, die Lübbe derselben schuldig gewesen	2	—	β
Für die Reinigung des Leinenzugs	—	6	β
An Cangeley- und Protocoll Gebühren in allen	6	—	β
An den Schulmeister zu Lockwisch für die Begräbniß in allen	13	—	β
An den Cangeley Voten für die Auctionierung	1	—	β
den 18. Dez.: An Claß Ohm, welche er den sehl. Lübben angeliehen	—	6	β
	22	14	β

III.

Verzeichniß waß Hans Lübbe von Raseburg sein Leich Begrebniß gekostet:

Erstlich daß Leich die Brettern	3	—	β
Daß Nach Lohn	—	12	β
Die Nägel	—	3	„
Zwey Kanne Bir	—	3	„
Zum Schönen Berg vor die Kloden und vor den Gesant aus dem Hause, die Herrn Prediger zu Folge, Eins vor Alles ⁶⁾	3	—	β
Die Kullen gräber ⁷⁾ jeder 3 β	—	6	β
Eine Halbe Tonne Bir	2	6	β
passirt nicht ⁸⁾			
Vor 20 β Brodt ⁹⁾	—	20	β
Vor Meine Kosten	—	4	β

³⁾ Hofe aus rotem Plüsch?

⁴⁾ Gansaugen ist ein Webemuster für Leinewand.

⁵⁾ Um eine Rolle laufendes Handtuch ohne Ende.

⁶⁾ Die Leiche wurde (wohl in Schönberg aus einer Gastwirtschaft) ausgefangen. Die beiden Pastoren folgten dem Sarge.

⁷⁾ Dem Totengräber und seinem Gehülfen.

⁸⁾ Diese Position ist zunächst gestrichen: passirt nicht. Das Bier war für Klapp-Suppe (eine Art kalte Schale) bestimmt, die für das Gefolge, später nur für die Eingeknaben aufgetischt wurde. Dazu diente auch ⁹⁾ das Weißbrot (Stuten).

Hiervor ist dem Schulmeister Andreas Harms ein alter, schwarzer Hoyten¹⁰⁾, wofür 42 β geboten, überlassen

Summa ¹¹⁾	17	\mathcal{L}	2	β
gehen also ab	6	"	6	β
bleiben	10	\mathcal{L}	12	β

Auf viel soloitiren¹²⁾ ist die halbe Tonne Bier zugestanden, hin-
zu kommt also noch

2	\mathcal{L}	6	β
13	\mathcal{L}	2	β

IV.

Hoch Edler Herr

Besonders Hochgeehrtester Herr Secretair!

Ev. Hoch Edlen werden es nicht übelnehmen, daß ich mit der Freyheit bediene, an Sie zu schreiben. Die Ursache ist, daß ich vernommen habe, daß mein Sehl. Stief-Vater Hans Lübbe im Dorf Lockwisch etwa vor 4 Wochen plötzlich verstorben und auch daselbst Beerdigt worden ist. So habe nicht umhin können, bei Ev. Hoch Edlen vernehmen (zu) wollen, wo meines Sehl. Vaters Verlassenschaft geblieben ist und wer sie zu sich genommen hat. Denn was er gehabt, hat er von meine Sehl. Vater und Mutter, welche beyde auf dem Thum Kirche Hofst liegen, ererbet. Es wird mich sehr Wundern, daß mich nicht die geringste Nachricht davon gegeben ist, da doch die Frau, so bei dem Sehl. Vater im Hause gewesen, und auch andre alte Leute, so noch auf dem Thum leben, wohl gewußt, wo ich wohne. Zu des Sehl. Vaters Begräbniß werden wohl nicht viel Unkosten ausgegangen seyn, indem (ich) gehört habe, daß er mit seine Kleidung im Sarge gelegt worden ist. Ev. Hoch Edlen werden so gütig sein und legen meine Antwort bey des Herrn Secretair Schutze Briefe ein.

Brandenburg,
d. 18. Februar 1731.

Ev. Hoch Edlen
Wohll. Secretairs
Heinrich Ernst Dobberthin,
Hochfürstl. Hof-Buchdrucker.

Die Adresse lautet: Monsieur Klippe, Secretair de la Justice S. A. Srme¹³⁾
Monseigneur le Duc de Meglenbourg present à Ratzeburg.

V.

Ob der Hochfürstl. Hof-Buchdrucker in Brandenburg a. d. Havel den ihm verbliebenen Nachlaß von 1 \mathcal{L} 5 $\frac{1}{2}$ β (rund 2,50 Mk.) bekommen hat, war nicht zu ersehen. Wird wohl mit Gebühren und Porto draufgegangen sein. Vielleicht hat er noch dazu bezahlen sollen.

¹⁰⁾ Hoyten ist ein Kapuzenmantel.

¹¹⁾ Schulmeister Harms hat falsch zusammengezählt.

¹²⁾ soll sollicitieren heißen: dringendes Bitten.

¹³⁾ Son Altesse serenissime (d. h. Sr. Durchlaucht).

Aus der Zeit der Regulierung der Feldmarken im Lande Rakeburg

Die Regulierung der Feldmarken brachte erhebliche Veränderungen der Landschaft mit sich. Das Land war ursprünglich walddreich. Der Wald wurde aber durch bäuerliche Rodungen flächenweise derart aufgelichtet, daß sich der Landesherr zur Zusammenlegung von Acker, Wald und bäuerlichen Siedlungen entschloß. Die neuen Feldmarken wurden in Koppeln aufgeteilt und diese durch Wall und Anpflanzung (Knicks) festgelegt. Es verschwand in Durchführung der Zusammenlegung viel Wald. Dafür wurde neuer Wald in den sogenannten fürstlichen Zuschlägen und bäuerlichen Buschkoppeln geschaffen. Die Neugründung glückte in hervorragender Weise, obwohl es immer ein Wagnis ist, auf bisherigem Ackerboden oder Ödland (Schafweide) unter Verwendung „ausländischen“ Saat- und Pflanzgutes neuen Wald zu schaffen, dessen Endentwicklung in Hundert oder mehr Jahren man kaum voraussehen kann. In den fürstlichen Waldungen pflanzte und säte man Eichen, Buchen, Eschen, Ahorn, Küstern, Kiefern, Fichten, Lärchen, Weißtannen, Douglasien und manche seltene Holzart (letztere durch Hottelot) mit größtem Erfolge an. Dieser neue Wald wurde durch Jahrzehnte in Schöpfung gelegt und brachte kaum eine Nutzung. Brennholzauktionen im Sinne der späteren Entwicklung gab es nicht. Die fürstliche Verwaltung gab meist nur Deputatholz an Behörden, Kirchen, Schulen, Domänen u. a. ab. Zwischen der fürstlichen und bäuerlichen Holznutzung war durch die Regulierung ein einschneidender Trennungstrieb gezogen, der den Hauswirten außerordentlich fühlbar sein mußte. Die Eichen in der Landschaft nutzte der Landesherr. Den Bauern blieb nur das Weichholz. Nach wenigen Jahren war auch dieses verschwunden. So war der Hauswirt nur auf die neu erwachsenden Buschkoppeln und den Ertrag der alle 7—9 Jahre zu hauernden Knicks, sowie auf Dorf angewiesen. Er war daher gezwungen, Grenzen, Wege, Rämeln, Hof- und sonstige Plätze zur schnellen Holzgewinnung anzupflanzen. Die unter anderem verwendeten Weiden und Pappeln dienten je nach Art einem besonderen wirtschaftlichen Zweck, teils zu Brennholz, teils zu Stangen, Stielen und Flechtwerk für Bedichtungen und Zäune, teils als Bindematerial, denn Draht und Bindemittel aus Fasern zur Anfertigung von Körben gab es damals nicht. Zur schnelleren Nuzbarmachung der Bäume kröpfte man diese früh und nutzte die üppig wachsenden Schößlinge periodisch, wie die Knicks. Ganz vereinzelt nur ließ man einzelne Bäume hochwachsen, wie bei Bauerhöfen und Domänen. Der Holzschaft der gekröpften Bäume nahm mit den Jahren nur wenig zu. Die Schäfte faulten und wurden hohl. Der Ertrag ging zurück. Wenn man nach den Blättern und Knospen auch jetzt noch ungefähr die Klasse bestimmen kann, so läßt sich das Alter der Anpflanzung doch kaum feststellen. Wir müssen uns daher an die Bevölkerung wenden, um einiges darüber zu erfahren. Die Pappelrasen gehen durch Bastardierung sehr durcheinander. Es scheint sich hierzulande aber um ursprünglich drei verschiedene Pappelarten zu handeln.

1. Die deutsche Schwarzpappel, hier auch wegen der hellen Rinde Weißpappel genannt. Sie ist sehr zäh und hat biegsame Schößlinge, war daher vermutlich zur Zaun- und Korbslechterei benützt.

2. Eine stärker wüchsige Pappel mit ungeheurem Schaft und weitaufladender Krone, wie bei Hof Wahrsow und Kl.-Rinz.

3. Eine anscheinend ausländische Pappel der Gegend von Wahrsow, Dubenneß, Lüdersdorf, Herrnburg (der Wuchsraum dehnt sich vermutlich weit nach Süden und Osten aus). Diese Pappel erzeugt auf armem Boden noch überraschende Wachstumsleistungen — sie ist eine ausgesprochene Schnellwuchspappel bei weitreichendem oberflächlichem Wurzelwerk. Sie hat bis

in die Kronenspitze durchgehenden Schaft, erreicht mit 30 Jahren schon 20 m Höhe, 55 cm Durchmesser eines Stammstückes von über zwei Festmeter Inhalt. Der Preis für Pappelholz ist heute sehr hoch. Der Pflanzverband darf aber nicht unter 8 m betragen. Vielfach sieht man Gruppen älterer Pappeln, die zu eng stehen und dann nur geringe und geringwertige Stärke haben. Diese Pappel entspricht einer kanadischen Schnellwuchspappel, etwa einer *populus monilifera erecta* (Dippel). Sie soll zur Aufforstung vieler Oblandflächen in ganz Mecklenburg Verwendung finden, da sie nicht zu große Bedingungen an den Boden stellt und anscheinend auch dort noch wächst, wo ständiger Engerlingsfraß sonst den Anbau der Kiefer unmöglich macht.

Es wird vermutet, daß diese Pappel zu früherer Zeit über Bremen, Hamburg, Lübeck in das Land eingeführt wurde. Vielleicht findet sich noch irgendeine Notiz in Archiven, Urkunden, Pachtverträgen, wenn unsere Pappeln angebaut sind und woher man sie erhielt. Für jeden Hinweis wären wir dankbar. Wir bitten um Zuschriften an Konrektor Buddin, Schönberg (Meckl.).

Kajsing.

★	Kleine Mitteilungen, zugleich Frage- und Antwortkasten.	★
----------	---	----------

I. Mecklenburgische Musikgeschichte bis zum Jahre 1933. Von Hermann Milenz, Schwerin (Meckl.). 104 Seiten. Selbstverlag. Preis broschiert 2,50 Mk.

Im vergangenen Jahre veröffentlichte Hermann Milenz im „Schönberger Anzeiger“ (22. Dez. 1939) einen Aufsatz zum 100jährigen Bestehen des Schönberger Männer-Gesangvereins, der seit 1877 den Namen „Teutonia“ führt. In dem Aufsatz teilte er mit, daß er bereits im Jahre 1933 ein Buch „Aus dem Musikleben der Landeshauptstadt Schwerin“ habe drucken lassen*, und daß er mit einer Arbeit „Aus dem Musikleben des Rugeburger Landes“ beschäftigt sei. Es ist fraglich, ob die letztgenannte Arbeit, so lesenswert sie auch für uns Rugeburger wäre, jemals die Herstellung des Druckes auch nur einigermaßen deckt. Dazu ist die Auflage zu klein. Wir begrüßen darum das hier angezeigte Buch, denn es berücksichtigt die musikalischen Erlebnisse unseres alten Bistums, wo sich nur irgend ein Anlaß dazu bietet. Die Anlage des Werkes gliedert sich in fünf Abschnitte: I. Die Zeit bis zur Reformation (1517), II. Das 16. Jahrhundert (1517—1600), III. Das 17. Jahrhundert, IV. Das 18. Jahrhundert, V. Das 19. Jahrhundert und das erste Drittel des 20. (1801 bis 1933). Wenn die Aufzeichnungen mit dem Jahre 1933 abschließen, so ist dies geschehen, weil mit der Machtübernahme durch unseren Führer Adolf Hitler eine Wende in der Geschichte des Deutschen Reiches eingetreten ist, die auch für die Weiterentwicklung der Musikgeschichte sich als richtunggebend auswirkt. Freilich darf und kann an den Grundlagen unserer deutschen Musik nicht gerüttelt werden. Das geschieht auch nicht. Immerhin setzte die Tätigkeit der Reichsmusikkammer kräftig ein, und wenn der so plötzlich ausgebrochene Krieg z. T. auch hemmend dazwischen gekommen sein mag, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß gerade der Krieg in musikalischer Hinsicht einen frischen Wind spüren läßt. Warten wir ab. Es ist gut, daß der Verfasser des hier zur Rede stehenden Buches dessen Fortsetzung einer jüngeren Kraft überlassen will,

*) Druck und Verlag der Bärensprungschen Hofbuchdruckerei, Schwerin (Meckl.).

einer Kraft, die genau über die Dinge Bescheid weiß. Dem Werte der vorliegenden Arbeit ist damit durchaus kein Abbruch geschehen.

Fülle und Mannigfaltigkeit des Stoffes haben es nötig gemacht, den Abschnitt V (1801 bis 1933) in 15 Unterabschnitte (a bis p) zu zerlegen. Ich nenne davon einige Überschriften: „Theater und Orchester in Schwerin, Neustrelitz und in Rostock“, „Geistliche Musik“ (darunter die ausführliche Geschichte des Orgelbaues und die Choralbuch-Literatur in Mecklenburg), „Die Pflege des Männergesanges in Stadt und Land. Mecklenburgische Sängerbünde sowie mecklenburgische Sängerverbände“, „Mecklenburgische Musikfeste“, „Militärmusik“ (!), „Volkstümliche mecklenburgische Lieder; das Meckelbörger Dönten“, „Tänze“, „Schulgesang, auch Musikpflege an der Landesuniversität“. Bedeutsam sind die beiden Kapitel „Friedrich von Flotow (1812 bis 1883)“, sowie „Richard Wagner (1813—1883) und je dem Beziehungen zu Mecklenburg“. Auch die genaue Zusammenstellung der „Heimgegangenen Tonkünstler“, der gegenwärtig (1939) noch lebenden, der Textdichter, der Denkmäler von Tonkünstlern, der Musikalienhandlungen, usw. kann sich, wenn man mal etwas nachschlagen will, als nützlich erweisen. Jedes der angeschlagenen Themen ließe sich, mit etwas Beiwert dazugesetzt, zu einer Einzeldarstellung in Fests- oder Buchform erweitern, der Stoff reichte dazu. Verfasser hat, wie er ausdrücklich hervorhebt, auf Aktienstudium verzichtet, weil ihm das überflüssig erschien. Dafür hat er bei jedem Abschnitt jedes erreichbare Schrifttum herangezogen und namhaft gemacht, wobei Überprüfungen und Ergänzungen nicht unterlassen sind. Ein alphabetisches Namenverzeichnis am Schluß erleichtert das Auffuchen von Personen, über die man etwas wissen will.

Nur ein begeisterter Musikfreund konnte das schaffen, was hier vorliegt. Welche Ansumme an Fleiß, Opferbereitschaft und Zeitaufwand! Wir glauben dem Verfasser, wenn er sagt, daß er ein Jahrzehnt zu seiner Arbeit benötigt habe und daß er das fertige Werk als seine Lebensarbeit ansähe. Um den Druck und die würdige Aufmachung des Buches hat sich unsere altbewährte Schönberger Firma Lehmann & Bernhard verdient gemacht. Der verhältnismäßig sehr niedrige Preis von 2,50 RM ermöglicht die Anschaffung jedem Sangesbruder, jedem Musiklehrer, überhaupt jedem Freunde der Musik.
Fr. Buddin.

II. Ernst Schlee: Deutsche Volkskunst. Neue Folge: Schleswig-Holstein. Weimar (Böhlau). — 68 Seiten und 222 Bilder. Preis RM 5.—.

Die örtliche Nachbarschaft rechtfertigt es, auf das vorstehende Buch hinzuweisen, das auch Lübecks Umgebung und Lauenburg, unsere Grenzgebiete, umfaßt. Zum ersten Male wird in diesem Buche der Versuch gemacht, einen Überblick zu geben, was das schleswig-holsteinische Landvolk uns an älteren Zeugnissen seiner Lebensweise zu bieten vermag. Beginnend mit dem Hausbau behandelt der Verfasser mehr als die Hälfte des Umfangs einnehmend. Als Vergleichsmaterial bietet das Buch unseren Mitgliedern reichen Stoff und in diesem Sinne sei besonders darauf aufmerksam gemacht.

J. Warnke.

III. Wer war Kühnel? — Im Novemberheft des vorigen Jahrgangs dieser „Mitteilungen“ habe ich diese Frage zu beantworten versucht, leider mit dem dürftigen Ergebnis, daß der Oberlehrer Paul Kühnel in Neubrandenburg mit Ostern 1889 nach Hamburg verzogen sei, daß aber von da ab jede Spur von ihm fehle. Nach dem Herr Dr. Becker in unserer letzten Märznummer zur Wertschätzung des bedeutenden Gelehrten Stellung genommen hatte, nahm ich mir vor, dessen weiteren Lebenslauf ans Licht zu bringen. Wenn das gelungen ist, danke ich es einer Reihe von lieben Freunden und auch von Behörden, die mir, soweit es ihnen möglich war, bereitwilligst Auskunft erteilten. Ganz besonderen Dank aber schulde ich dem 1882 in Neubrandenburg geborenen Sohn des Gesuchten, nämlich dem Kunsthistoriker Dr. Ernst Kühnel, Honorar-Professor an der Universität Berlin und Direktor bei den staatlichen Museen dortselbst. Herr Professor E. Kühnel hat mein Material überprüft und ergänzt, auch hat er mir das nebenstehende Bild seines Vaters mit dessen eigenhändigem, einem Manuskript entnommenem Namenszug freundlichst zur Verfügung gestellt. Ich beginne zu erzählen.



Paul Kühnel.

Die Vorfahren des 31. 5. 1848 zu Langenbielau in Schlesien geborenen Paul Kühnel waren Schlesiener und Sudentendeutsche. Er vermählte sich 5. 10. 81 in Gumbinnen mit Hedwig Eva Braun, die einer Salzburger Protestantenfamilie entstammte. Sie schenkte ihrem Mann in Neubrandenburg zwei Kinder und zwar außer dem am 26. 10. 1882 geborenen Sohn Ernst noch eine Tochter, die 11. 3. 1885 geboren wurde. Es ist Hedwig Eva von Nordheim geb. Kühnel, die zur Zeit in Niederländisch Indien lebt. Wenige Tage nach der Geburt dieser Tochter starb Frau Kühnel. Es war am 24. März 1885. Im folgenden Jahre entschloß sich ihr Mann zur Wiederverheiratung mit Helene geb. Weidlich zu Proßan in Schlesien. Diese Ehe wurde 28. 9. 1886 geschlossen und blieb kinderlos. Als Paul Kühnel Ostern 1889 mit seiner zweiten Frau und seinen zwei kleinen Kindern von Neubrandenburg nach Hamburg übersiedelte, übernahm er dort ein Lehramt an einer höheren Privat-Knabenschule (P. Hagemeister), aber nur auf kurze Zeit. Vertretungsweise war er noch einen Monat (Januar 1890) an der höheren Privatschule (Stiftskirchenschule) von Dr. Anton Rée in Hamburg tätig, dann kehrte er, Ostern 1890, in seine Heimat Schlesien zurück. Wir finden ihn in Görlitz als Lehrer an der „Brincksen'schen Militär-Vorbereitungsanstalt“. Hier kam er dazu, seine sprachkundlichen Studien fortzusetzen. Es erscheint von Ostern 1891 ab eine Arbeit über die slawischen Orts- und Flurnamen der Oberlausitz im Oberlausitzer Magazin (Görlitz) Band 66 (1890) bis Band 75 (1899). Doch blieb er auch in Görlitz nur eine verhältnismäßig kurze Zeit. Prof. Dr. Dr. R. Fecht, der Ortshistoriker von Görlitz und jetzt 80jährige, war mit ihm befreundet. Er nennt ihn sehr fähig und „wechselhaft“, was doch wohl heißen soll: er pflegte mit rascher Entschlußkraft seinen Wohnsitz

zu wechseln, wenn es ihm für seine berufliche Tätigkeit und für seine wissenschaftlichen Studien ersprießlich erschien. Bereits 3. 10. 1891 meldet er seinen Aufenthalt für Ostrow (Ostrow) bei F i e l e h n e (Provinz Posen) an. Hier, am Pädagogium in Ostrow, ist er von 1892 bis 1895 tätig. Dann geht er nach Hannover. Zuerst wird er hier als Gymnasiallehrer aufgeführt, dann tritt er (1900) in den Lehrkörper vom Gildemeisterschen Institut (einer Privatschule, sogenannten „Presse“) als Oberlehrer ein, wo er bis 1913 tätig gewesen ist. Damit war der Zeitpunkt gekommen, wo er sich, den gesetzlichen Bestimmungen gemäß, mit 65 Lebensjahren zur Ruhe setzen durfte. Er ging nach Berlin und ist hier am 20. Mai 1924 gestorben. Seine Frau hat ihn mehrere Jahre überlebt. Sie starb am 24. Juli 1935 in Berlin.

„Mein Vater war,“ so schreibt Herr Professor Kühnel, „sein ganzes Leben lang ein begeisterter Sprachkundler und verwandte alle freie Zeit, die ihm seine Lehrtätigkeit ließ, auf etymologische Studien. Nach den slavischen Ortsnamen von Mecklenburg hat er die der Oberlausitz und im Hannoverischen Wendlande veröffentlicht (s. oben! Der Berichterstatter), und ein fast völlig druckreifes Manuskript über die slavischen Orts- und Flurnamen auf Rügen ist noch in seinem Nachlaß; ich hoffe, es wird mir möglich sein, es mit Hilfe von berufener Seite zum Druck zu bringen. Ein Manuskript über die Raseburgischen Ortsnamen ist mir in seinem Nachlaß nicht begegnet. Vielleicht kam er nicht zur Ausarbeitung. Er hat z. B. auch seine zeitweilig ernsthaft betriebenen Studien über die Zigeunersprache nie veröffentlicht. In Berlin hat er vielfach auch Novellen aus dem Chinesischen und Japanischen übersetzt.“

Welche Fülle von Fleiß und von Gelehrsamkeit ist hier von einem Menschenleben unspannt; denn die Bearbeitung der slavischen Ortsnamen Mecklenburgs stellt ja nur einen kleinen Teil der Lebensarbeit Paul Kühnells dar. Gewiß, wir Raseburger hätten gerne die in Aussicht gestellte Zusammenfassung unserer Dorfnamen und im Anschluß daran auch unserer slavischen Flurnamen zur Hand gehabt. Indessen ist es möglich, daß Kühnel sie für überflüssig hielt. Auf Flurnamen achtete man damals noch nicht, es wäre zum mindesten eine ortskundige Vorarbeit nötig gewesen. Die slavischen Ortsnamen dagegen sind in dem mecklenburgischen Jahrbuch 1881 bereits behandelt und zwar ausdrücklich mit dem Hinweis auf ihr Vorkommen in unserem alten Fürstentum. Ich nenne Beheldsdorf, Boitin-Resdorf und Schlagresdorf, Demern, Grieben, Carlow, Lantow, Lauen, Lenschow, Lindow, Lockwisch, Malzow, Mechow, Raddingsdorf, Retelsdorf, Römnitz, Rieps, Gr.- und Kl.-Rünz, Palsingen, Pogeze, Sabow, Samkow, Gr.- und Kl.-Siemz, Gr.- und Kl.-Mist, Schlagsdorf, Selmsdorf, Sülsdorf, Stove, Teschow, Törpt, Wahlsdorf, Wahrjow, Zarnewenz, Ziethen, und damit sind die Namen slavischen Ursprungs für unser Ländchen tatsächlich fast restlos erschöpft. Wir dürfen also, wenn uns die Deutung eines Namens wünschenswert erscheint, unsere Arbeiten mit einer Kühnellschen Erklärung schmücken, bis uns jemand eine bessere gibt. Dieser Jemand aber hat sich bis jetzt nicht gefunden!

Bd.

IV. Ist der Fliegenpilz unter Umständen essbar? — Im vorigen Heft dieser Mitteilungen äußerte sich Herr Dr. Becker dahin, daß der Name G r i e b e n sehr wohl Pilzort bedeuten könne (nach Kühnel), denn die alten Wenden seien wahrscheinlich ebenso eifrige Pilzesser gewesen wie die slavischen Völker heute noch. Ihm sei bekannt, daß russische Kriegsgefangene im Weltkrieg den Fliegenpilz mit Vorliebe gesammelt und, ohne Schaden zu nehmen, gegessen hätten. Aus unserem Leserkreise wird dem entgegengehalten, daß es sich bei dieser Pilzgeschichte offenbar um eine Verwechslung handle, nämlich, so wird von einer Seite behauptet, mit dem Roten Täubling, oder, so sagt ein anderer, mit dem gelben Kaiserpilz (*Amanita caesarea*), der schon bei den Römern als ein besonderer Lederbissen geschätzt wor-

den sein soll. Der Fliegenpilz (*Amanita muscaria*) sei unbedingt tödlich. — Um der Sache auf den Grund zu gehen, erbat ich Hilfe vom Naturhistorischen Museum in Lübeck. Dieses verschaffte mir freundlicherweise Verbindung mit dem „Samburgischen Institut für Angewandte Botanik (Hamburg 36, Bei den Kirchhöfen 14), wo Frä. Martha Brüllau als die beste Kennerin der Pilze in Nordwestdeutschland gilt. Fräulein Brüllau antwortete mit dem Wortlaut einer Angabe, die E. Gramberg in der neuesten (5.) Auflage seines Werkes „Pilze der Heimat“, Königsberg 1939, bringt. Es heißt dort:

„Der allbekannte Fliegenpilz gibt uns hinsichtlich seiner Giftwirkung große Rätsel auf. Obwohl er seit alters her als Giftpilz bekannt und berücksichtigt und im Volksbewußtsein als „Beispiel“ für alle Giftpilze lebendig ist, obgleich er zwei schwere Gifte enthält, ist er doch auch in vielen Fällen offenbar giftfrei. E. Michael-Auerbach i. B. aß einen mittelgroßen Pilz ohne Schaden. Ich verpeiste, um ein eignes Urteil zu gewinnen, nach kleineren Proben zwei mittlere Fliegenpilze (ohne Oberhaut), die ohne vorherige Abkochung gebraten waren, gleichfalls ohne Nachteil und fand sie schwachhaft, nicht also bitter oder kratzend, wie es oft angenommen wird. Auch im Erzgebirge, besonders aber in Polen und Rußland — unsere russischen Kriegsgefangenen zeigten das — werden oft Fliegenpilze gegessen. Im Fichtelgebirge und in der Umgegend von Paris werden sie sogar zuweilen roh mit Butterbrot verpeist (nach v. Höhnel, briefl.). Demnach scheint der Giftgehalt dieses Pilzes nicht in allen Gegenden und Stücken gleich zu sein, wie andererseits der menschliche Körper sicher in recht verschiedener Weise auf die durch ihn ausgeübten Giftreize antwortet. Doch sind mehrere schwere — auch einige tödliche — Vergiftungen durch seinen Genuß bekannt. Also Vorsicht dem Fliegenpilz gegenüber!“

Schließlich stellt mir Herr Konservator Karbe, Neustrelitz, in seiner launigen Art noch die folgende kleine „Hofgeschichte“ zur Verfügung. Sie spielt in Schwerin. Der dortige Erbprinz Friedrich Ludwig hatte die russische Großfürstin Helene Paulowna, des Zaren Paul I. Tochter, geheiratet, und ein glückliches Familienereignis stand bevor. Man schrieb das Jahr 1800. Und es war gegen den Herbst. Schon längere Zeit lag in Schwerin ein russischer Kurier auf der Lauer, der die Nachricht sofort dem Zaren überbringen sollte. Eines Tages kam der Russe mit einem Gericht Fliegenpilze an und verlangte von seiner Wirtin, sie solle ihm diese kochen. Die Frau weigerte sich und sagte, die Pilze seien giftig. Der Russe aber meinte, bei ihm zu Hause sei man daran gewöhnt, und er müsse das wissen. Schön — der Russe bekam seine Pilze und wurde von dem Genuße todtkrank, während draußen Kanonendonner die Geburt des Prinzen Paul Friedrich verkündete (15. September). So wie er war, wurde der Russe in einen Wagen mit Stroh verpackt und nach Petersburg abgefahren, wo er gesund ankam. Bd.

V. Schulze R. in Gr. — Die Frösche werden seltener? Ihre Beobachtung wird aus anderen rakeburgischen Gegenden bestätigt. Man vermißt die schönen Froschkonzerte (s. Friz Reuter, Hanne Rüte, Kap. 9) hier und da schon seit einigen Jahren. Und nun wollen Sie wissen, woran das liegt? —

Antwort: Die mir vorgelegte Anfrage nach dem Seltenerwerden der Frösche ist nicht so ohne weiteres zu beantworten. Wahrscheinlich ist wohl in erster Linie die Zerstörung von Brut- und Überwinterungsplätzen anzunehmen, eine Ansicht, die auch vom Rostocker Zoologischen Institut geteilt wird. Wie Professor Dr. Schulze hierzu richtig bemerkt, sind zudem „Schwankungen in der Häufigkeit einzelner Tierarten oft zu beobachten, ohne daß ein Rückgang von Dauer ist.“ Ich persönlich habe einen spürbaren Ausfall der Froschkonzerte auch noch nicht feststellen können, auch aus anderen Gegenden Mecklenburgs wird von einem auffälligen Rückgang der Teich-

frösche nichts gemeldet. Andererseits habe ich auch schon manchmal den Eindruck gehabt, als ob der braune Grasfrosch tatsächlich in unserer Gegend im Abnehmen ist. Es wäre immerhin wünschenswert, wenn hinsichtlich der Froschbestände zunächst weitere Beobachtungen angestellt würden.

VI. Umfragen zum Jungfernfahren. Eine Beschreibung dieser ehemals beliebtesten aller Volksbelustigungen auf unseren Dörfern erübrigt sich. Die älteren Leser wissen, um was es sich handelt. Die jüngeren mögen sich Band II der von uns herausgegebenen „Bilder aus dem Volksleben des Rakeburger Landes“ zur Hand nehmen, dort steht auf Seite 143 eine ausführliche und sehr anschauliche Schilderung des Verganges. Als Gegenstück zu dem von männlichen Personen veranstalteten „Ringrieden“, das heute noch nicht ganz ausgestorben ist, machte das „Jungfernfahren“ die Hauptfestlichkeit der weiblichen Jugend aus, zu der man sich das ganze Jahr hindurch freute. Ich muß nun leider gestehen, daß ich selbst es nie gesehen habe. In der Carlower Gegend, die ich seit 1887 kenne, war es schon damals nicht mehr. Man sagte, es sei wegen der damit verbundenen Lebensgefahr verboten worden. Ob irgendwann mal ein schwerer Unfall vorgekommen ist? Andererseits wird behauptet, es hätten noch bis kurz vor Beginn des Weltkrieges in einzelnen Dörfern Jungfernfahren stattgefunden, es werden genannt Alldorf, Raddingsdorf, Petersberg. Ist das so? Wo war es zuletzt?

Alle diese Volksbelustigungen, sei es ein Jungfernfahren oder Tonnen-schlagen, Katerschlagen, Taubenbofseln, „Sahnergriepen“, sind Frühlingsfeste, das heißt, sie sollen den Sieg des Frühlings über den Winter bejubeln. Immer handelt es sich um eine „Befreiung“, und wenn diese durch einen entscheidenden Schlag glückt, der wird König. Nicht etwa „Königin“, auch die weiblichen Sieger wollen mit der männlichen Bezeichnung geehrt sein. Eine riesige Krone, von zwei „Bedienten“ auf einem Forkenstiel getragen, stellt das Siegeszeichen dar, wobei zu erfragen wäre, ob, wie lange und wo die Krone aufbewahrt worden ist. Die Sorgfalt, mit der sie angefertigt wurde (aus dem immergrünen Buchsbaum), vor allem die Sitte, recht viel ausgeputete und buntbemalte Eier an ihr zu befestigen, lassen ein achtloses Beiseitewerfen als ausgeschlossen erscheinen.

Wir Familienforscher wissen, daß die mündliche Überlieferung und das Wissen darum meist nicht über die Großeltern zurückgeht. Nicht viel anders ist es mit der Kunde vom Brauchtum unserer Vorfahren. Trotzdem müssen wir versuchen, durch Vergleichen und durch Zusammenstellen einzelner Zeichen und Züge in die Vergangenheit einzudringen. Wenn ich die aufgezählten Frühlingsfeste als Jubelfeiern einer Befreiung, nämlich vom Winter, gedeutet habe, so ist damit wenig gesagt. Wir müssen tiefer schauen. Unsere altgermanischen Vorfahren hatten die Naturkräfte als Gottheiten personifiziert, hatten aber auch Naturerscheinungen auf Sinnbilder übertragen. Ein Musterbeispiel als Sinnbild der Fruchtbarkeit ist das Ei, dem wir ja auch bei allen Volksbelustigungen in der damit aufgeputzten Krone begegnen. Doch weiter. Dürfen wir in der beim Jungfernfahren gebrauchten Puppe das Sinnbild der regenschwangeren Wetterwolke erblicken? Dann könnte der hölzerne Hammer Donars Mjölnir sein, der, in die Wolke geschleudert, diese spaltet und zum Entladen ihres fruchtbringenden Inhalts zwingt. Aber wie kommt der Holzhammer in die Hand der Mädchen? Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß ehemals Männerhände den Hammer geführt haben. Fragen wir doch mal bei älteren Leuten herum, ob diese aus Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern gehört haben, daß in ganz früher Zeit die Burjschen, also nicht die Mädchen, nach dem Pflod in der Jungfer geschlagen haben. Jede, auch die leiseste Erinnerung wäre kostbar. Wer hilft?

Mitgliederverzeichnis

(Fortsetzung vom Juliheft 1938)

	Mitglied seit:
802. Gemeinde Campow	1938
803. Direktor Walter Thilo, Lübeck	1939
804. Schneidermeister Arnold Peters, Schönberg	"
805. Kreisveterinärarzt Dr. Schulz, Schönberg	1940
806. Malermeister Conrad Schulke, Schönberg	"
807. Professor Dieckhoff, Realschuldirektor i. R., Eutin	"
808. Bauer Heinrich Fischer, Schlagersdorf	"

Bemerkung: Der Heimatbund beziffert die eingetretenen Mitglieder weiter, ohne dabei die im Laufe seines 39jährigen Bestehens verstorbenen und ausgetretenen zurückzuzählen. Wir haben also zur Zeit nicht etwa 808 Mitglieder, sondern 324, die Jahresbeitrag zahlen, 40, mit denen wir im Austausch stehen und ebenfalls etwa 40, denen wir aus verschiedenen Gründen unsere Mitteilungen umsonst liefern.

Chronik des Vereins

Im Laufe des vergangenen Winters sind öffentliche Veranstaltungen mit Tanz, wie wir sie sonst zweimal im Boyeschen Saale abzuhalten pflegten, nicht gewesen.

Die fälligen Mitgliederversammlungen mit Vorträgen haben dagegen stattgefunden.

Sodann bitten wir zu entschuldigen, daß die bestellten Inhaltsverzeichnisse der Jahrgänge 1919—1940 unserer Mitteilungen noch immer nicht geliefert worden sind. Unser Buchbinder ist zum Seeresdienst eingezogen. Von weiteren Bestellungen bitten wir übrigens abzusehen, da unser Vorrat erschöpft ist.

28. März (Donnerstag) 1940 im Kleinen Saal bei W. Boye: die erste Mitgliederversammlung. Anwesend waren 46 Mitglieder und einige Gäste. Unser Kassensführer legt die Kassenabrechnung vor. Der Jahresbericht kann nicht erfolgen, weil der Schriftführer — zum erstenmal in seiner 36jährigen Tätigkeit als solcher — am Erscheinen in der Versammlung ganz plötzlich durch einen schweren Trauerfall in seiner Familie verhindert ist. Der Vorsitzende kann sofort zum Hauptpunkt der Tagesordnung übergehen: Vortrag des Herrn Studienrat Loll, Schönberg, „Das Leben und seine Umwelt“. Eine Reihe schöner Lichtbilder begleitet die Ausführungen. Wie immer folgt die Versammlung dem geschätzten Redner mit gespanntester Aufmerksamkeit und dankt ihm am Schluß durch lebhaften Beifall.

Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg

Dienstag, den 15. Oktober 1940, abends 8 Uhr
im Hotel „Stadt Lübeck“ (E. Rüssau):

II. Mitgliederversammlung

Tagesordnung:

1. Geschäftliche Mitteilungen.
2. Vortrag von Herrn Verleger G. Schmidt-Römhild,
Obermeister der Buchdrucker-Innung zu Lübeck:
„Was war uns Gutenberg
und seine Erfindung der Buchdruckerkunst.“

Statt einer Voranzeige:

Es hängt vom Zeitgeschehen ab, ob und wann wir im nächsten Winter unsere öffentlichen Veranstaltungen wieder aufnehmen. Wir hoffen es. Näheres darüber bitten wir zur gegebenen Zeit aus dem Schönberger Anzeiger zu ersehen.



Mitteilungen

des Heimatbundes
für das Fürstentum Rügen

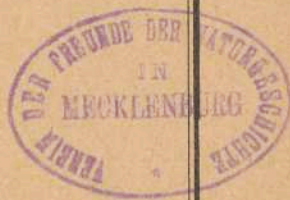
—
Herausgegeben vom Schriftführer des Vereins

22. Jahrgang

November 1940

Nummer 3

Alle Rechte vorbehalten



—
Druck von Lehmann & Bernhard, Verlagsbuchdruckerei
Schönberg (Meckl.)

Der Verein führt den Namen:

Heimatbund

für das Fürstentum Rakeburg

Eingetragener Verein.

Sitz des Vereins ist Schönberg i. Meckl.

Führer des Heimatbundes ist Amtsgerichtsrat Dr. Marung. Im Führerrat: Konrektor Fr. Buddin als Schriftführer u. Museumsverwalter, Buchhändler D. Hempel als Kassenwart, ferner: Hauptpastor H. Rüdiger, Bürgermeister a. D. W. Molzow, Forstmeister P. Kayfing, Schulze H. Burmeister in Kleinfeld bei Schönberg (Meckl.).

Die „Mitteilungen“ erscheinen dreimal im Jahre und zwar im März, Juli und November. Sie gehen den Mitgliedern unentgeltlich zu. Jahresbeitrag 3 Reichsmark nebst 30 Pfg. mehr, wenn Postversand der Hefte nötig.

Die bis jetzt erschienenen 22 Jahrgänge können nachbezogen werden, solange der Vorrat reicht. Preis nach Vereinbarung.

Geldsendungen für den Heimatbund f. d. Fürstentum Rakeburg auf Postcheckkonto Hamburg 19419.

Inhalt dieses Hefes: Titelbild: Altes Bachhaus auf der Schulzenstelle in Rodenberg. — Zur Geschichte der Schulzenfamilie Busch I in Rodenberg (mit Abbildung des Wappens), von Lehrer Wolfgang Busch, Tarnow b. Bülow. — Kritische Bemertungen zum Wappen der Busch in Rodenberg, von Wolfgang Busch, Nachwort dazu vom Herausgeber (mit Abbildung eines Siegelabdruckes). — En Wedderseen op Hööchde Dreehundertveer, vör den „Doden Mann“, von Rudolf Bedmann. — Wilhelm Reefe, eine Plauderei über ihn und sein Schaffen, von Fr. Buddin. — Kleine Mitteilungen: Schönberger Kalender 1941, Vof un Haas-Kalender 1941 (Bespr. v. Bd.) — Mecklenb. Ortsnamen kirchlichen Ursprungs im Meckl. Christl. Hauskalender 1941 (Fr. Bd.) — Der Schönberger Stellmacherwillkomm (Wilh. Möller, Hamburg). — Pappeln (L. Benid, Lübeck). — Vorkommen der Sturmöwe (Stud.-Nat Toll). — Ueber das Beiern (Bd.) — Vom Seiger (Otto Stein).

Das Heimatmuseum am Kirchplatz ist von Mai bis Oktober in der Regel an jedem ersten Sonntag im Monat nachm. von 4—6 Uhr geöffnet. Sonst Meldung beim Hauswart J. Ahlwardt, der im Museumsgebäude wohnt. Eintritt 50 Pfg., Kinder 30 Pfg. Sonderbestimmungen sind im Aushang bekanntgegeben.

Mitteilungen

des Heimatbundes für das Fürstentum Rastenburg

22. Jahrgang

November 1940

Nr. 3



Das alte Backhaus auf Stelle I in Rodenberg

Balkeninschrift: Asmus Busch Anno 1794 den 17. Januar

Aufn. Wolfgang Busch, Sommer 1937

Zur Geschichte der Schulzenfamilie Busch I in Rodenberg

Von Lehrer Wolfgang Busch, Tarnow (Meckl.).

Rodenberg, ursprünglich ein Ritterhof und seit 1376 in bischöflichem Besitz, wurde erst 1379 durch den Rakeburger Bischof Heinrich von Wittorp in ein Bauerndorf von vier Stellen verwandelt. Dr. Ploen hat diese Vorgänge wiederholt besprochen („Dreißig Dörfer“, „Mitteilungen“ 3/1926, „Heimatkalender“ 1929). Unter den ersten vier Rodenberger Bauern, deren Namen Thideke und Henneke Tante, Gottschalk Renkow und Ludeke Swinbüttel („Swinbudele“) die Verkaufsurkunde von 1379 nennt, ist noch kein Busch.

Für die nächsten 146 Jahre fehlt jede Nachricht über die Bauernstellen des Dorfes. Während für die Kapiteldörfer des ehemaligen Bistums die Abgabenregister bereits 1444 einsehen, beginnt die Überlieferung für die bischöflichen Dörfer, zu denen auch Rodenberg gehörte, erst 81 Jahre später. In dem Pachtregister des Bischofs Georg von Blumenthal von 1525 wird auf dem Rodenberger Schulzengehöfte Cordt Busch genannt. Das ist die erste Erwähnung der Familie in diesem Dorfe.*) Ob die Busch in die alte Familie Tante (oder Swinbüttel) von 1379 eingeheiratet haben und dadurch deren Nachkommen in weiblicher Linie geworden sind, oder ob sie ohne jeden Blutszusammenhang nur deren Stellennachfolger wurden, läßt sich heute nicht mehr entscheiden. Fest steht nur, daß sie zwischen 1379 und 1525 nach Rodenberg gekommen sind.

Über ihre Herkunft liegen keine bestimmten Nachrichten vor. Nach Dr. Endler („Familiengeschichtliche Blätter“, Leipzig, Nr. 3, 4/1930) kommt die Bauernfamilie Busch vor dem 30jährigen Kriege in folgenden neun Rakeburger Dörfern vor: Niendorf 1444—1542, Voitin-Resdorf 1465, Schlagbrügge 1481—1490, Wahlsdorf 1481—1490, Ollndorf 1488—1490, Lübscherhagen 1525, Menzendorf 1525, Selmsdorf 1525, Rodenberg 1525 bis heute. Außerdem wird 1525 in Klein-Siemz ein Busch als Besitzer von zwei Katen erwähnt.

Betrachtet man das Verbreitungsgebiet der Familie auf der Karte, so ergeben sich zwei Haupt-Siedlungsgebiete: das eine in der Mitte des Landes Rakeburg mit Niendorf, Ollndorf, Voitin-Resdorf, Wahlsdorf und Klein-Siemz, das andere im Nordosten an der mecklenburgischen Grenze mit Rodenberg, Menzendorf und Lübscherhagen. Von diesen beiden Dorfgruppen erscheinen Selmsdorf im Norden und Schlagbrügge im Süden deutlich abgefordert.

Da man annehmen muß, daß das Ursprungsgebiet der Familie Busch dort zu suchen ist, wo die Träger des Namens am dichtesten sitzen, scheiden Selmsdorf und Schlagbrügge als Einzelvorkommen aus. Wahrscheinlich haben die Busch in diesen beiden Dörfern nur vorübergehend Fuß gefaßt als Sekwirte („Jahrenwohner“), die die Stelle eines verstorbenen Bauern bis zur Volljährigkeit des Auerben bewirtschafteten und dann wieder abtraten. — Dasselbe ergibt sich für Voitin-Resdorf, Ollndorf und Wahlsdorf von der Mittelgruppe, wo die Familie ebenfalls nur wenige Jahre ansässig war. Die Verbreitung der Namensträger Busch über diese fünf Dörfer, wie wohl auch nach Klein-Siemz, scheint von Niendorf aus erfolgt zu sein, wo

*) Eine Photokopie dieser lateinischen Urkunde, in der auch Rüschenbeck und Papehusen vorkommen, bringen wir im nächsten Heft. Herr Busch hat uns bereits die Übersetzung und eine Erläuterung dazu aufgeschrieben. Ich hoffe, dann auch endlich mit den Flurnamen von Rüschenbeck und Papehusen fertig zu sein.

seit 1444 zwei Höfe (Stelle IV bis 1542, Stelle VI bis 1510) in ihrem Besitze waren. Es ist möglich, daß die Familie hier bis in die Kolonisationszeit zurückreicht und zur ersten deutschen Siedlerschicht gehört. — Für die drei Dörfer der Nordostgruppe beginnen die Abgabenregister erst 1525. Es läßt sich nicht mehr feststellen, welches Dorf hier der Ausgangspunkt der Familie gewesen sein kann. Bedeutsam scheint immerhin die Tatsache zu sein, daß die Busch 1525 in Menzendorf auf drei Höfen saßen, in Lütseerhagen und Rodenberg dagegen nur auf einem.

Niendorf und vielleicht auch Menzendorf können als Zwischenstation der Familie bei ihrer Zuwanderung aus dem altdeutschen Mutterlande jenseits der Slawengrenze angesehen werden. Es gilt heute als sehr wahrscheinlich, daß die Rakeburger Bevölkerung, zum mindesten soweit sie den nördlichen Teil des Landes bewohnt, aus dem nicht allzu fernen Westholstein stammt. Familiennamen, Sprache und Brauchtum weisen deutlich darauf hin. Für die Bauernfamilie Busch darf daher ein Wanderungsverlauf aus dem westholsteinischen Ursprungsgebiet über Ostholstein, Niendorf und Menzendorf nach Rodenberg und weiter ins Mecklenburgische (u. a. Hanstorf 1580) als wahrscheinlich angenommen werden. Diese Zuwanderung wird nicht in ununterbrochenem Zuge, sondern in Abschnitten, d. h. mit Zwischenstationen, erfolgt und erst im Verlauf mehrerer Generationen beendet gewesen sein.

Der erste Namensträger in Rodenberg ist der 1525 im Pachtregister genannte Cordt Busch auf der Schulzenstelle. Er hatte 2 Hufen, leistete außerordentliche Dienste und gab für jede Hufe 6 Mark 4 Schilling, zusammen also 12½ Mark Pacht. Vier Jahre später scheint er bereits verstorben zu sein.

Der 1529 in den Schadenrechnungen des Plesseneinfalls an seiner Stelle erwähnte Hinric Busch war vermutlich sein Sohn. Die Plessenfehde, entbrannt zwischen dem Adel des Rüter Winkels unter Führung der von Plessen und dem Rakeburger Bischof Georg von Blumenthal, war ein Religionskrieg im Kleinen. Als eifriger Anhänger der katholischen Kirche versuchte der Bischof mit allen Mitteln, das Eindringen der lutherischen Lehre in sein Gebiet zu verhindern. Als die v. Plessen den Thomas Aderpul, einen evangelischen Prediger, in Gressow eingekerkert hatten, ließ ihn der Bischof gegen Ende des Jahres 1529 durch eine Anzahl Reiter „bei nachtschlafender Zeit“ auf dem Pfarrhose überfallen und gebunden nach Schönberg bringen, wo er ihn in harter Haft hielt. Die durch diese Gewalttat erbitterten v. Plessen, die vergeblich die Freilassung ihres Predigers gefordert hatten, sagten dem Bischofe in aller Form die Fehde an und fielen am 27. Dezember 1529 mit 100 Reitern ins bischöfliche Gebiet ein. Da sie die Übergabe des Bischofsschlosses in Schönberg mit Gewalt nicht erzwingen konnten, plünderten sie die 6 vor Schönberg gelegenen bischöflichen Dörfer Groß- und Klein-Bünsdorf, Blüssen, Rodenberg, Rüschenbeck und Papenhufen. Sie nahmen nicht nur das gesamte Vieh der Bauern mit, sondern führten auch große Mengen an Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Haus- und Wirtschaftsgeräten aller Art mit fort. Die Beute wurde unter die Teilnehmer verteilt. Durch den Plesseneinfall verlor Hinric Busch allein an Vieh 14 Pferde, 27 Kühe, 28 Schafe und 3 Schweine. Der sonstige Verlust ließ sich nicht feststellen, da die von Lisch (Meckl. Jahrbücher, Bd. 16) veröffentlichten Schadensverzeichnisse nur Auszüge sind, die vollständigen Register aber bisher nicht wieder aufgefunden werden konnten. Der Bischof führte beim Reichskammergericht einen jahrelangen Prozeß gegen den fehdelustigen Adel. Jeder Teilnehmer an dem Zuge soll zwar zu 150 Talern Strafe verurteilt worden sein, ob aber Hinric Busch und seine Leidensgefährten den erlittenen beträchtlichen Schaden ersetzt bekamen, ist nicht überliefert worden.

Dann folgt eine Lücke von 50 Jahren. Aus dieser Zeit liegen keine Nachrichten über die Rodenberger Schulzenstelle vor. Erst 1581 findet sich wieder

ein Hinweis auf die Familie Busch. Die Mummendorfer Kirchenrechnungen dieses Jahres erwähnen die Geldspende eines Heinrich Busch, bestimmt für ein Bauvorhaben an oder in der Kirche. Im folgenden Jahre berichten die Kirchenvorsteher, daß von diesem Golde noch 13 Mark vorhanden seien. Mit Sicherheit ist nicht mehr zu entscheiden, ob sich dieser Hinweis auf jenen Hinrick Busch aus der Zeit des Plesseneinfalls (1529) oder auf einen späteren Namensträger bezieht. Wahrscheinlicher ist die letzte Annahme. Der fromme Stifter war jedenfalls ein Zeitgenosse der Kirchenvorsteher, da diese nur seinen Namen, nicht aber seinen Wohnort in den Kirchenrechnungen niederschrieben. Er wird eine im Kirchspiel so bekannte Persönlichkeit gewesen sein, daß sich die Ortsangabe erübrigte. Mit einiger Wahrscheinlichkeit kann Heinrich Busch als Sohn oder Enkel des alten Hinrick auf der Rodenberger Schulzenstelle angenommen werden. Allerdings scheint die Familie zur gleichen Zeit noch an einer zweiten Stelle im Kirchspiel ansässig gewesen zu sein. Um 1580 besaß sie 1½ Hufen in Hanstorf, Rodenberg gegenüber an der Stepenitz gelegen.

Sichere Angaben über die Rodenberger Schulzenstelle bringen erst die Abgabenregister von 1593. Im Türkensteuerregister dieses Jahres wird auf der Schulzenstelle Peter Busch genannt. Sein Name erscheint auch in den zahlreichen Registern der folgenden 3 Jahrzehnte. Im Mai 1629 wird er verstorben sein, da er in den Registern dieses Monats zuletzt verzeichnet ist.

Vom 4. Juni 1629 an steht an seiner Stelle der Schulze Jochim Busch. Nach dem Viehschakregister von 1630 hatte er 24 Pferde, 20 Kühe, 30 Schweine und 20 Schafe auf seiner Stelle. Die auffallend hohe Pferdezahl erklärt sich durch die Hofdienste, welche die Rodenberger nach dem bischöflichen Hof Blüßen zu leisten hatten, und durch die Kornfuhrn für den Bischof nach Lübeck, Mülln und Ratzburg. Dies Verzeichnis läßt erkennen, welch reicher Viehbestand noch im 2. Drittel des 30jährigen Krieges vorhanden war. Drei Jahre später, als Jochim Busch „in dem Wasser hinter seinem Hofe umbs Leben kommen“, d. h. in der Stepenitz hinter seinem Gehöfte ertrunken war, ist der Bestand bereits auf 19 Pferde (18 Zuggferde, 1 Fohlen), 16 Kühe (8 Milchkühe, 4 Starcken, 4 Kälber), 16 Schweine und 4 Schafe gesunken.

Der Schulze Chim Busch (Chim ist die oft gebrauchte Kurzform des Vornamens Jochim) wird 1633 bei seinem Tode noch jung gewesen sein, denn seine vier Kinder Heinrich, Anneken, Gretgen und Trineken Buschen waren sämtlich unmündig. Es mußte daher bis zur Volljährigkeit des Auerben von Amts wegen für die weitere ordnungsmäßige Bewirtschaftung der Stelle gesorgt werden. Das geschah durch „Peter Buschens zum Rodenberge Vertrag über die Schulzen Stedte“ vom 1. Juli 1633 vor dem Amte Schönberg. Auch dieser Vertrag ist, ebenso wie der die Stelle II betreffende Hausbrief von 1632 („Mitteilungen“ 2/1930) in zwei Urkundensammlungen enthalten. Er enthält die Regelung der Gehöftsnachfolge, Fürsorgebestimmungen für die Gehöftskinder und die Gehöftswitwe, die Feststellung des Inventars der Stelle und ein Verzeichnis der Gehöftsschulden. Die Urkunde lautet:

Peter Buschens zum Rodenberge Vertrag über die Schultzen Stedte

Zu wissen sey hiemit Jedermennighlichen, als bey Zeiten und Regierung deß Hochwürdigten, Durchlauchtigen, Hochgeborenen Fürsten und Herrn Herrn Augusti, postulirten Bischoffen deß Stiffts Ratzburg, Hertzogen zu Braunschweig u. Lüneburg, Chim Busch von Rodenbergen in dem wasser hinter seinem Hoffe umbß leben kommen, und mit deßen Hoffe u. Stedte dergestaldt verenderung vorgenommen werden müßen, u. nun vorerst den hinterliebenden unmündigen Kindern alß Heinrich, Anneken, Gretgen u. Trineken Buschen zu Vormündern vermöget u. verordnet, die Ehrwürdigten u. Erbarn Ern Andream Burghardi, verordneten Pastoren der

Kirchen u. gemeine zu Mummendorff u. Christophorum Schöneman, Bürgeren u. gastgebern im Schönenbergen, wie auch Chim Hasen von Roggenbendorff alß Ihren Großvatern der Mutterwegen, u. Clauß Maeß von Lütgen Simitze, die den(n) auch daßeelbe auß Christlicher Liebe gantz gerne auff sich genommen u. vorm Ampte mit handgebener treue an Eideß statt vestiglich angelobet, auf die unmündigen ein auge zu haben, daß Sie in Gotteßfurchten erzogen, nach notturfft unterhalten, u. alle gebüerende Handreichung geschehen, u. waß Ihnen sonstens Ihres Sel. Vatern wegen zukommen kan(n), unverrücket pleiben solle;

Demnechst nimbt Peter Busch die Stedte sampt allen, waß dar ist, alleß in einem guten u. völligen stande an, dieselbe darinnen durch Göttl. Verleihung zu erhaltten, der Hohen Obrigkeit darvon die gebüerende Dienste zu thuende, u. waß Jerlich deroeselben sonstens von der Stedte entrichtet, auch willig u. unweigerlich abzutragen, auch benebenst seinen Nachbahren alle vorfallende beschwerden nach eußersten seinem vermögen ablehnen u. in allen sich, wie einen geborsamen Underthanen eignet u. gebüeret, verhaltten will Inmaßen er daßeelbe heute dato mit einem körperlichen Eide angelobet;

Wan(n) aber beregter Heinrich Busch zu Jahren kömbt, zu einem Hauswirtden gedien u. lust u. belieben, die Stedte zu Bauenn, u. von der derozeit vorhandenen Obrigkeit dar zu düchtig erkandt werden wirt, soll Peter Busch Ihm dieselbenn nach Landesgewohnheit abtretenn;

Da er aber keinen belieben haben würde, die Stedte zu Bauen, soll Ihm Peter Busch zu seinem abtritt geben, waß in diesem falle Landesgebrauch unndt der Stedte vermögen mitbringet;

Eß soll auch Peter Busch alßfort die Kinder bey der Stedte behaldten u. mit eßen, drincken u. nottürftiger Kleidung versehen, biß Sie erwachsen u. die Metgens zu ehren kommen, alß dan(n) Sie von der Stedte außgesteuret, u. mit Kästen u. mit Kasten, gewand wie auch der Medegift u. der freien Hochzeit außgesteuret werden;

Die witwe aber soll Ihren eingebrachten Brauthschatz alß 30 Mk., Anstatt dreyer Vohlen 18 Mk., Eine Milchende Kuhe u. eine starcke, 6 Schaffe u. einen Ochsen, nebenst 30 Mk. zur Verbeßerung wieder heraufhaben, wie auch Ihr in die Stedte gebrachtes Bette, gewand u. haußgeräthe an Keßell u. Grapen; Eß sollen aber die 30 Mk. eingebrachten Brauthschatz u. 30 Mk. zur Verbeßerung nebenst den 18 Mk. vor die Vohlen innerhalb Sechß Jahren von dato an erleget u. den ersten Termin alß nechstkommende Weihnachten 28 Mk. u. den(n) furterß (=weiterhin) auf Weinachten Jerlich Sechs marck biß gantzlicher entrichtung dieser Summen außgegeben werden;

Inventarium waß bey der Stedte
vorhanden.

Die wonhauß zusampt Scheunen u. stellenn alles in gutem u. Baulichen stande, Wagen u. ander Zubehör, wie solches bey derogleichen Stedte gehöret, auch alleß in gutem u. fertigen stande;

18 Zug Pferde,	4 Sog Kälber
1 Sog Vohle,	4 Schaffe,
8 Milchende Kühe,	16 Schweine,
4 Starckenn,	18 Gense;

An schulden ist nichtes mehr zu bezahlen, den(n)

- 30 Mk. ABmus Lütge Johan von Gletzow,
- 20 Mk. Magerfleisch in Lünebeck vor eine thonne heringe, u.
- 138 Mk. Stünden Ihm Peter Buschen noch nach;

In Uhrkund dieses haben wir anhero verordnete Fürstliche Bischöfliche Ratzeburgische Beameten diesen Brieff mit eigenen Händen unterschrieben u. Unsern angebornen u. gewöhnlichen Pittschafften besiegelt;

So geschehen Schönberg
1. Juli Ao. 1633.

Als Jahrenwohner wurde Peter Busch, ein Bruder des Verstorbenen, ernannt. Er übernahm die Schulzenstelle „laupt allem, was dar ist, alles in einem guten und völligen Stande“, und mußte sie dem jungen Heinrich Busch solange freihalten, bis dieser „zu Jahren kömbt“. Die Stelle sollte dann nach Landesgewohnheit an den Anerben abgetreten werden. Dieser Landesüblichkeit entsprach es, daß das Gehöft in demselben guten Zustande abgegeben wurde, wie es einstmals übernommen ward, und daß der Jahrenwohner für sich und seine Erben behalten durfte, was er durch seinen Fleiß und seine Tüchtigkeit in der Zeit der Zwischenwirtschaft erübrigt hatte. Sollte aber der Anerbe Heinrich dereinst auf die Stelle verzichten, so hätte Peter Busch ihn nach Landesgebrauch und entsprechend der Leistungsfähigkeit der Schulzenstelle durch Auszahlung abzufinden.

Als Vormünder für die vier unmündigen Kinder des Verstorbenen wurden deren Großvater Chim Hase aus Roggenstorf, der Mummendorfer Pastor Andreas Burghardi, der Bürger und Gastwirt Christoph Schünemann aus Schönberg und Claus Maaz aus Kl.-Stenz bestellt. Sie mußten durch Handschlag geloben, „auf die Unmündigen ein Auge zu haben“, daß ihnen Erziehung, Lebensunterhalt und alle sonstigen Rechte zuteil würden, die ihnen vom Vater her zustünden. — Der Jahrenwohner mußte sie bei der Stelle behalten und für Kleidung und Ernährung sorgen. Den drei Mädchen hatte er, wenn sie „zu Ehren kommen“, d. h. später heiraten würden, die übliche Aussteuer und freie Hochzeit von der Stelle zu geben.

Der Gehöftswitwe, einer Tochter des erwähnten Chim Hase, mußte Peter Busch ihren eingebrachten Brautshatz von 30 Mark in bar, 1 Milchkuh, 1 Starke, 1 Ochsen und 6 Schafe herausgeben. Außerdem standen ihr für drei mitgebrachte Fohlen noch 18 Mark und wegen der Verbesserung der Stelle weitere 30 Mark zu. Die Auszahlung sollte in Raten binnen sechs Jahren erfolgen. Ebenso war der Witwe die mitgebrachte Aussteuer an Betten, Kleidung und Hausgerät zurückzugeben.

Aus dem Inventarverzeichnis des Vertrages geht hervor, daß Wohnhaus, Scheunen und Ställe, auch Wagen und sämtliches Zubehör zum Gehöft, „in gutem und fertigen Stande“ waren. Der ziemlich bedeutende Viehbestand ist vorhin schon erwähnt worden.

Größere Schulden, die den Rahmen des Üblichen überschritten hätten, waren nicht vorhanden, obwohl die Zeiten schlecht waren. Die erste Hälfte des 30jährigen Krieges hatte auch den Rodenberger Bauern schwere Lasten aufgebürdet, so daß Jakob Boye von der Stelle II bereits 1632 zahlungsunfähig wurde und vor Ablauf seiner Fahrsharen zurücktrat. Aber die Schulzenstelle war um die Mitte des großen Krieges in ihrem Bestande nicht gefährdet. Es waren drei Forderungen aus der Stelle zu begleichen in Höhe von zusammen 188 Mark. Davon waren aber nur 50 Mark an Fremde zu zahlen, 138 Mark hatte Peter Busch, der neue Jahrenwohner, selber zu fordern. Wenn 1633 bei dem Begräbnis des ertrunkenen Schulzen Jochim Busch „seine Witwe und seine Brüder der Kirche 9 Mark“ schenken konnten, so ist das ein deutliches Anzeichen von Wohlstand und geordneten Verhältnissen.

Der Jahrenwohner Peter Busch hat die Rodenberger Schulzenstelle von 1633 bis 1662 bewirtschaftet. Zwar waren seine Fahrsharen bereits 1654 abgelassen, aber durch einen Vergleich mit dem Anerben Heinrich wurde die Zwischenwirtschaft bis 1662 verlängert. Peter Busch hat den Hof

durch die schlimmsten Jahre in der zweiten Hälfte des 30jährigen Krieges geführt. Wenn heute die Familie Busch in weiblicher Linie noch auf der alten Schulzenstelle sitzt, so hat sie es zu einem guten Teil diesem Jahrenwohner zu verdanken. Die Kriegsbelastung der Stelle war wie die aller Rabeburger Bauernhöfe gewiß sehr schwer. Immer neue Steuern waren zu entrichten, zeitweise wöchentlich. Sie übertrafen die sonst üblichen Pächte und Zehnten um ein Vielfaches. Es ist heute unverstänlich, wie die ungeheuren Summen überhaupt aufgebracht werden konnten. Hinzu kamen Einquartierungen, Truppendurchmärsche und Plünderungen ohne Ende. Die hierdurch entstandenen Schäden lassen sich zahlenmäßig gar nicht feststellen. Wenn aber die Schönberger Beamten immer wieder berichten, daß die Bauern des Stiftes völlig zugrunde gerichtet wären und das letzte Pferd verloren hätten, so sind diese Berichte übertrieben. Sie mögen den Zustand im Süden des Rabeburger Landes einigermaßen wieder spiegeln, aber der Norden hat nicht so gelitten. Vielleicht lag es daran, daß die Hauptstraße von der Elbe nach Mecklenburg über Lauenburg und Rabeburg durch den südlichen Teil des Landes führte, während die Straße Lübeck-Wismar im Norden militärisch nicht so wichtig war. 1647 heißt es bei der Visitation des Mummendorfer Kirchspiels, die Rodenberger vier Bauleute „seindt im stande“. Überhaupt wäre der Kriegsruin in der Gemeinde nicht so groß. Mummendorf selber hätte am meisten gelitten, „außerhalb Mummendorf wäre das geringste“ an Schaden. Und ein Jahr später hatte Peter Busch noch (oberschon wieder!) 12 Pferde, 12 Kühe, 1 Ochsen, 10 Schafe, 16 Schweine und 2 Stöck Füllen. Dabei hatte er aber, wie sich später herausstellte, seinen Viehbestand um 3 Häupter zu gering angegeben. Ein Vergleich der Viehbestände von 1630, 1633 und 1648 zeigt deutlich den wirtschaftlichen Rückgang der Stelle durch die Notzeiten des langen Krieges. So sank beispielsweise die Anzahl der Pferde von 24 über 19 auf 12, die der Kühe von 20 über 16 auf 13 (bzw. 16, wenn man die nicht angegebenen 3 Häupter hier einsetzt). Aber der Rodenberger Schulzenjahrewohner hat trotz der gesunkenen Leistungsfähigkeit der Stelle die ihm auferlegten Zahlungen entrichten können. Ein Zusammenbruch seiner Wirtschaft ist nicht erfolgt.

Peter Busch muß ein für seine Zeit reger und tüchtiger Hauswirt gewesen sein, wenn man daran denkt, wie viele Ämter er in jenen bewegten Zeitläuften noch nebenbei verwaltete. Er war fast 30 Jahre hindurch Dorfschulze von Rodenberg, seit 1641 auch Kirchenvorsteher in Mummendorf und endlich Geldeinnehmer oder Gildeherr der Schönberger Brandgilde von 1650 („Mitteilungen“ 2/1932). Nach Ablauf seiner Jahrsharen erwarb er 1662 durch Weinkauf die Stelle II in Sabow, die durch Kriegsschäden und Mißwachs sehr heruntergekommen war. Aber hier scheint ihn das Glück verlassen zu haben. Er konnte die Stelle nicht halten, und 1684 ging sie in andere Hände über.

Aber die weitere Geschichte der Rodenberger Schulzenstelle geben die „30 Dörfer“ Auskunft. Zum Schluß seien nur noch die verschiedenen Linien der Schulzenfamilie Busch erwähnt. Durch den Auerben Hinrich Busch kam die Schulzenstelle 1662 wieder in den Besitz der Rodenberger Hauptlinie. Diese erlosch zwar im Mannesstamm 1849, eine weibliche Linie aber besitzt die alte Stammstelle bis auf den heutigen Tag und nach dem neuen Erbhofgesetz hoffentlich bis in die fernsten Zeiten.

Der ehemalige Schulzenjahrewohner Peter Busch wurde der Begründer der Sabower Linie. Sein Sohn Jochim heiratete sich auf der Stelle V in Sabow ein, wo dessen Nachkommen in weiblicher Linie noch heute wirtschaften.

Ein anderer Zweig der Sabower Busch scheint sich auf der Stelle III in Rabensdorf eingeheiratet zu haben. Von dieser Rabensdorfer Linie

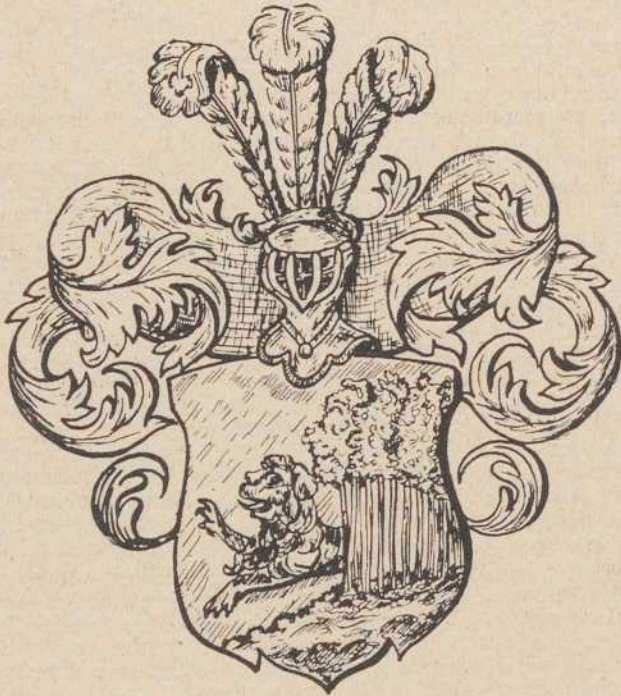
fehlen aber alle weiteren Nachrichten, seitdem die Stelle 1739 eingezogen und zum Hof Rabensdorf gelegt wurde.

Die Ketelsdorfer Linie wurde durch den Jahrenwohner Hinrich Busch auf der Stelle IV begründet. Nach zwei Generationen schon fehlen weitere Nachrichten.

Auf den Schulmeister Asmus Busch in Malzow führt sich die Malzower Linie zurück, die in verschiedenen Zweigen in Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Hamburg und Newyork in ungebrochener Kraft noch heute blüht. Der Verfasser dieses Aufsatzes gehört zu ihrem Mecklenburger Zweig.

Der Roxiner Büdner und Krüger Hinrich Busch, ein Bruder des Malzower Schulmeisters Asmus, wurde der Begründer der R o x i n e r L i n i e. Auch sie lebt bis heute weiter.

Ob von der Sabower, Rabensdorfer und Ketelsdorfer Linie heute noch Nachkommen im Mannesstamm, also Namensträger Busch, irgendwo leben, ist nicht bekannt. Vielleicht kann die Veröffentlichung dieses Teilstückes zur Familiengeschichte Busch I aus Rodenberg die Verbindung mit abgesplitterten Teilen wiederherstellen.



Wappen der Familie Busch

Aus dem 1. Theil des Fürst'schen Wappenbuches pag. 58,
[aus]Schlesien stammend, wo sie um das 16. Jahrhundert floriert hat

Kritische Bemerkungen zur Frage der Herkunft und zum Wappen der Hauswirtsfamilie Busch II in Rodenberg

Der in Schönberg im Ruhestand verstorbene Dr. Friedrich Latendorf schrieb 1895 in den Meßl. Jahrbüchern, Bd. 60 (nachgedruckt in den „Mitteilungen“ 1/1921), daß die beiden Rodenberger Familien Busch (auf der alten Schulzenstelle und der Hauswirtsstelle II) ihr Geschlecht seit 300 Jahren von einem gemeinsamen schlesischen Ahnherrn herleiten. — Hieran anknüpfend teilte auch Professor Bohn, Berlin, in den „Mitteilungen“ 2/1921 die Ansicht einer Einwanderung der Familie Busch „aus fernen Landen“. — Selbst der verdienstvolle Professor Ploen nahm diese Überlieferung auf, denn im „Schönberger Kalender“ von 1922, in welchem er über die bäuerlichen Familiennamen des Fürstentums berichtete, heißt es, die Familie Busch solle aus Sachsen stammen. In den „Dreißig Dörfern“ allerdings wurde diese Ansicht vier Jahre später nicht mehr vertreten.

Neben der mehrmaligen Erwähnung im Rabeburger Schrifttum findet sich diese Überlieferung auch heute noch in der Familie selbst. In verschiedenen, lange voneinander getrennten Zweigen ist diese Tradition lebendig geblieben, wenngleich aus niemand deren Ursprung oder wenigstens einen Hinweis dafür anzugeben vermag.

Die Überlieferung scheint sogar noch unterstützt zu werden durch ein altes Familienwappen. Der geradestehende Schild zeigt im blauen Felde auf der (heraldisch!) linken Seite vier Bäume mit braunem Stamm und grüner Krone und auf der rechten einen schreitenden, halben, gelben Löwen. Über der Mitte des Schildes ein bewulsteter Spangenhelm mit drei Straußenfedern und blattartiger Helmdede. Helmzier (Federn) und Helmdede in den Landesfarben blau, gelb und rot.

Das Original dieses Wappens auf einem vergilbten Blatt Papier wurde in einer Blechkassette auf der Rodenberger Hauswirtsstelle II aufbewahrt. Von hier nahm die letzte Erbtöchter Busch, Frau Caroline Propp, das Blatt als Erbstück ihrer Eltern mit nach Bützow, kann über die Herkunft des Originals aber auch keine weitere Auskunft geben. Jetzt befindet es sich im Besitze ihres Neffen, des Bauern Emil Busch auf der Rodenberger Schulzenstelle, während im Proppschen Hause in Bützow eine künstlerisch wertvolle Kopie des Geh. Baurats Pries aus dem Jahre 1909 aufbewahrt wird. Diese Kopie zeigt das Buschwappen als solches originalgetreu, aber auf einem farbigen Glasfenster als Hintergrund dargestellt. Das Glasfenster ist freie künstlerische Komposition, beim Original also nicht vorhanden.

Neuerdings ist das Familienwappen auch in der Doberaner Ahnenhalle angebracht worden. Das ist auf Veranlassung der Landwirtschaftsfamilie Busch in Bad Doberan geschehen, die es dem Rodenberger Original nachbilden ließ. Die Doberaner Busch gehören zu einer heute in Mecklenburg weit verzweigten Seitenlinie der Hauswirtsfamilie Busch, die vor vier Generationen aus der Rodenberger Stelle II hervorging. In ihrem Besitze befindet sich ein Pachtvertrag aus dem Jahre 1882, der das Bruchstück eines Familien-siegels enthält. Auch dieses entspricht dem Rodenberger Familienwappen mit den Bäumen und dem halben Löwen.

Woher stammt nun das Rodenberger Wappen? Einen wichtigen Anhaltspunkt gibt die Tatsache, daß es mit dem Wappen eines schlesischen Adelsgeschlechtes „vom Busch“ aus dem 16. Jahrhundert völlig übereinstimmt. Eine Abbildung bringt das in der Schweriner Landesbibliothek befindliche Fürstliche Wappenbuch („Das Erneuerte und vermehrte Teutsche Wappenbuch bey Paulus Fürsten“), Bd. 1, S. 58. Sollte die durch Latendorf mitgeteilte Abstammung von einem gemeinsamen schlesischen — nun sogar noch adligen! — Ahnherrn wirklich zutreffen?

Keinesfalls! Wohl steht der gemeinsame Ursprung der zu Latendorfs Zeit (1895) in Rodenberg ansässigen beiden Familien Busch einwandfrei fest. Wie auch die „Dreißig Dörfer“ (S. 218) berichten, blieb der Schulze Joachim Busch I, der Freiheitskämpfer von 1813, unverheiratet. Seinen Namen überliefert eine Gedenktafel in der Mummendorfer Kirche.*) Er war ein Vertreter aus der Hauptlinie der alten Schulsenfamilie Busch I und vererbte die Stelle I durch Testament 1849 an seinen Neffen Johann Peter Busch, den zweitgeborenen Sohn aus der Hauswirtsstelle II. Dessen älterer Bruder Joachim Heinrich erbt die väterliche Stammstelle II. So waren also von 1849 an die beiden Rodenberger Stellen I und II im Besitze zweier Linien desselben Geschlechtes: Busch II. Beide Linien haben natürlich, da sie von Brüdern gegründet sind, einen gemeinsamen Ahnherrn. Das ist der Bauer Hinrich Busch aus Hanstorf, der 1632, also vor 300 Jahren, die Rodenberger Hauswirtsstelle II durch Einheirat und Weinauf erwarb. Den sehr ausführlichen und interessanten Hausbrief und eine Besprechung desselben veröffentlichte Professor Bloen in den „Mitteilungen“ 1 und 2/1930. Damit wäre die gemeinsame Herkunft aus dem mecklenburgischen Hanstorf an der Stepenitz ohne Zweifel festgestellt. Daß die Hanstorfer Busch, die dort bereits um 1580 als Bauern nachweisbar sind, aus dem fernen Schlesien nach Mecklenburg gekommen sein sollten, ist sehr unglauwbüdig. Wie für die Buschfamilien des benachbarten Rugeburger Landes darf auch für die Hanstorfer derselbe Wanderweg von Holstein über das mittlere Rugeburg nach Mecklenburg als das Nächstliegende und ihr niederjüdischer Ursprung somit als das Wahrscheinlichere angenommen werden.

Wie mag die unhaltbare Ansicht der schlesischen Abstammung überhaupt entstanden sein? Die Bildung dieser Legende hängt sicherlich mit dem schlesischen Adelswappen zusammen, das jedoch ohne Zweifel kein altes Rodenberger Wappen ist. Wie und wann es nach Rodenberg kam, ließ sich bisher nicht feststellen. Es ist aber bekannt, daß im vorigen Jahrhundert gerissene Geschäftsleute als Vertreter von Wappenanstalten umherreisten und behaupteten, für jede bürgerliche und bäuerliche Familie gegen Bezahlung das rechtmäßige Familienwappen herausfinden und liefern zu können. Die auf Bestellung gelieferten Wappen sind häufig ganz willkürlich einem der vielen Wappenbücher des Adels entnommen worden. Langwierige Untersuchungen über Blutsverwandtschaft konnten nicht angestellt werden. Da oft schon die Ähnlichkeit der Familiennamen für die Wahl der Wappen genügte, haben letztere für die belieferte Familie überhaupt keine Berechtigung. Oder die Wappen sind frei erfunden worden, genügen in der Regel künstlerischen und heraldischen Anforderungen nicht und sind somit wertlos. Wappenschwindler dieser Art, die eine große Menge von Fälschungen verbreiteten, scheinen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und wohl auch noch später unser altes Fürstentum heimgesucht zu haben. Bisher sind vier derartige Wappen in Bauernfamilien des Landes bekanntgeworden. Auch das alte schlesische Adelswappen der „des Busch“ wird auf diese Weise nach Rodenberg gekommen sein, obwohl keinerlei verwandtschaftliche Bindungen bestanden. Da mit dem Wappen zugleich der Hinweis auf Schlesien als Ursprungsland verbunden war, hat sich die legendäre Überlieferung schlesischer Abstammung der Familie Busch erst nach dem Erwerb des Wappens gebildet.

Die Latendorfsche Mitteilung erweist sich somit als Irrtum. Damit fällt auch Professor Bloens Annahme der Einwanderung aus fernen Ländern. Professor Bloen wird wahrscheinlich auch die durch Latendorf aufgezeichnete Überlieferung der schlesischen Herkunft gehört und später bei der Niederschrift seines Aufsatzes über die Rugeburger Familiennamen Schlesien irrtümlich mit Sachsen vertauscht haben.

Wolfgang Busch.

*) Seine O-Fuzarenuniform hängt im Schönberger Heimatmuseum. Bd.

Nachwort des Herausgebers. Das nebenstehende Bildchen stellt den Siegelabdruck von einem Petschaft dar, das aus dem Nachlaß des 20. 4. 1899 verstorbenen Oberförsters Carl Hottelot in Schönberg stammt. Dieser war ein Sohn des Oberförsters Hottelot in Gr.-Schwiebow bei Güstrow und seiner Frau Franzista geb. Buch aus Kostod. Es scheint sich hier um ein logen.



Alliance-Wappen zu handeln. Rechts der Baum mit Buschwert darunter ist ohne weiteres verständlich. Aus dem Wappenschild links kann ich dagegen nicht klug werden. Der Familie Hottelot gehört es nicht, denn diese besitzt noch ein zweites Petschaft mit einem Wappen, das sie für das ihrige hält. Mit dem hier abgebildeten aber hat es nicht die geringste Ähnlichkeit. Woher die 7zackige Krone kommt? Vielleicht hat der Graveur sie lediglich als Zierrat angebracht. Es kann aber auch anders sein. Zu empfehlen wäre ein

Studium der Buschfamiliengeschichte Kostods daraufhin, ob Beziehungen zum Adel bestanden haben.

Wenn das Rodenberger Buschwappen, wie ja feststeht, dem Fürstlichen Wappenbuch entnommen und mit Schlesiischem Adel in Verbindung gebracht worden ist, so gilt ähnliches von den Familien Schluß und Siebenmark (Falkenhagen). Vor einer Reihe von Jahren wurde mir, wenn ich nicht irre aus **W a r e n**, ein Schlußwappen zugesandt mit einer Anfrage nach dem Vorkommen dieser Familie im Rakeburgischen und einer Bitte um Begutachtung. Ich bemerkte bei der Rücksendung, daß dieses Schlußwappen in seiner Aufmachung einem hier vorhandenen Siebenmarkwappen gleiche, nur das Wappenzeichen selbst sei zweckgemäß verändert. Eine Beschreibung des Siebenmarkwappens stünde im Krüger-Ploen, S. 48. Leider habe ich die Anschrift der Familie vergessen. Vielleicht ist in **W a r e n** ein Leser dieser Zeilen so freundlich, sich danach umzusehen. Abgeschrieben habe ich mir zwei Anlagen. Die erste lautet: „Das Wappen Schluß befindet sich in der großen europäischen Wappenammlung Tl. I pag. 53 Nr. 11 und hat folgende Gestalt: Der in roth und Silber getheilte Schild führt in der untern Hälfte ein schwarzes Schach und ist mit zwei silbernen Schlüsseln über Kreuz belegt. Über dem Helm erheben sich fünf Straußfedern, wovon die Mittlere blau, die Seitenfedern silbern und roth sind, die Helmdecken sind silbern und roth.“ Die zweite Anlage ist ein „Genealogischer Bericht über den Ursprung des Geschlechts Schluß“. Es heißt da: „Diese zum Theil adelige Familie wird unter die älteste in **Schlesien** gezählt und meldet Sinapius, daß sie schon Anno 1506 den Rittersitz Stendnitz im Liegnitzischen besaßen, als welches damals Jacob v. Schluß innegehabt. Hans v. Schluß zu Stendnitz, anfangs Herzogl. Hofrichter zu Liegnitz, war hernach anno 1571 dieses Fürstenthums Landesältester. Sein Sohn gleiches Namens ist Anno 1596 Herzoglicher Liegnitzischer Hof-Junker gewesen, zu welcher Zeit George Schluß das Gut Darnsdorf in vorbesagtem Fürstenthum besaßen hat. Weil die Schlesiischen Scribenten nachgehends dieses Geschlecht nicht mehr erwähnen, hat sich daselbe wahrscheinlich durch den 30jährigen Krieg veranlaßt gefunden, sich in andere Provinzen niederzulassen.“ — Es ist kaum anzunehmen, daß der Berichterstatter sich um die Schreibung des Namens in seinen Quellen gekümmert hat, was immerhin nicht ganz unwesentlich gewesen wäre. Entgegenzuhalten ist ihm das frühe Auftreten der Schluß im Norden unseres Fürstenthums. Zwar bringen ihn die vielgenannten Rakeburgischen Abgabenregister und Auflassungsbücher von 1444 ab noch nicht*, aber schon das Blumenthalsche Einnahmenregister von 1525 nennt den Schulzen Cler Slois (d. i. Schluß) in Selmisdorf, und 1581 erscheint dort sein Sohn Hans Schluß

* Vgl. Dr. Endler in „Volk und Rasse“ 1930, Heft 3.

als Kirchenjurat. Um 1599 sitzt in Malzow auf Stelle I der Schulze Peter Schluß und zu gleicher Zeit auf Stelle II ein Hans Schluß. Auf Stelle VI in Zarnowenzt stirbt 1611 ein Klaus Schluß. Dann folgen die Namensträger, immer noch vor dem Ende des 30jährigen Krieges, in Palingen, Lockwisch (seit 1642), vor allem sehr zahlreich in Selmsdorf. In Schönberg scheinen sie erst um 1735 aufzutauchen. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß es auch den Ortsnamen Schluß gibt, nämlich im Kreis Stendal (Sachsen), und ein Schlußtau Kreis Camburg (Saale). Ortsnamen sind älter als Familiennamen und geben für diese oft die Herkunft an.

Bedauerlichst fehlt beim Siebenmark-Wappen der „genealogische Bericht“. Er wird vorhanden gewesen sein, denn die „Wappenfabriken“ hielten darauf, daß ihre Reisenden so etwas mit sich führten, um die Kauflust der Leute zu reizen. Nur in ganz groben Fällen, wo die Wappen serienweise hergestellt wurden (und das Siebenmarkwappen macht ganz diesen Eindruck) verzichtete man darauf und versuchte, die Ware so loszuwerden. Die Familie Siebenmark glaubt Anzeichen dafür zu haben, daß ihr das Wappen um 1820 herum aufgehängt worden ist. Das kann stimmen, denn damals betrieb der „E. L. Hof-Landschafts-Wappenmahler“ Joseph Stein in Wien sein Schwindelgeschäft, wobei er das damals größte Wappenwerk, den sogen. „alten Siebmacher“ (das ist die „Große Europäische Wappensammlung“, von der vorher bei Schluß die Rede war) benutzte, wenn er — sich die Zeit dazu ließ. Abriegers stammen die Siebenmark aus Rodenberg IV, wo 1529 zuerst ein „Sovenmark“ sichtbar wird. Ihre Hausmarke ist ein stehendes Kreuz mit drei Querbalken. Ob der „Heraldiker“ hieran gedacht hat, als er für das Wappen den Schrägbalken mit der in drei Windungen um einen dreispitzigen Stab sich ringelnden Schlange aussuchte, ist wohl mehr als fraglich.

Nun liegt vor mir noch ein viertes Wappen, das der Bauer Hans Bland auf Stelle II in Wahrsow bei Lüdersdorf sich 1935 hat anfertigen lassen. Der beigelegte genealogische Hinweis besagt, daß ein Peter Bland, gest. 21. Sept. 1693, evang. Kirchenältester zu Eupen gewesen ist und daß sein Wappen auf dem Grabstein bei der dortigen evangelischen Kirche steht. Es zeigt auf einem quadrierten Schilde 1. einen Adler, 2. und 3. je drei senkrechte Pfähle (Planen) und 4. einen springenden Löwen. Als Quelle ist auch wieder der „Große Siebmacher“ angegeben, wo es Band V, Buch 9, Seite 36, Tafel 42 zu finden ist. Die farbige Wiedergabe (die Farben sind natürlich ergänzt) muß als äußerst sauber und als tadellos angesprochen werden, was übrigens der bekannten Firma Johann Josef Kensenheuer in Bergisch Gladbach, die den Auftrag ausgeführt hat, entspricht. Von „Schwindel“ darf man hier nicht reden. Aber — es fragt sich, wie eine Verbindung des Bland von 1693 in Eupen mit der Hauswirtsfamilie in Wahrsow festgestellt werden kann. Die Bland sind nicht gerade selten in der Welt, aber im Rakeburgischen kommen sie als Hauswirte, soweit ich sehe, nur im Herrnburger Kirchspiel vor und zwar in Wahrsow auf V seit 1533 (vgl. Mitteilungen 1932, S. 12).

Es ist anzunehmen, daß außer den hier besprochenen noch mehr Wappen bei uns im Rakeburgischen vorhanden sind, sei es in alten Bibeln und Gesangbüchern liegend oder gar eingerahmt an der Wand. Gut wäre es, einmal eine Bestandsaufnahme zu machen. Auch Siegelabdrücke gehören dazu, nur keine behördlichen und auch keine Amtssiegel der Zünfte, lediglich Familienwappen. Wenn man sie mir auf einige Wochen zur Verfügung stellte, würde ich sie zeichnen lassen und, sofern es sich lohnt, in diesen Seiten mit dem Geleitwort eines Fachmannes, den ich zu gewinnen hoffe, veröffentlichen. Für prompte Rückgabe garantiere ich. Auch Hans Bland in Wahrsow erhält sein Wappen zurück. Ja gerade ihm rate ich dringend, sein Wappen, das an sich doch echt ist, einzurahmen und als Zimmerschmuck zu verwenden.

En Wedderseen op Hoochde Dreehundertveer, vör den „Dodan Mann“

Von Rudolf Beckmann.

Solsteiner Platt.

Günt in de Marjch, achter de widen Nordseebiken, dor liggt de Jenjenhoff, still un stolt un eensam. Awer dat lett man jo: wenn en nipp henfiect, ward en veel quiek Leben wies.

De Jungbuur Jens Peter Jenjen, sien junge Fru, sien beiden slafköppt Deerns un Jens Peter, de lütt Stammholler in de Weeg: all möögt se sik rögen, jeder in sien Dort.

So geit de Tied. Joorut, joorin scharwarkt de Buur un sien Fru von morgens frö bet abends laat. De Deernings speelt mit eer Koppun oder plüct Marl- un Steernblomen, binnt Kränz un sett se sik int Hoor, un de Jung, oha, de steit al wiß un jeter op sien drallen Been, heit en lütte Pletsch un soort sien Gottepeerd spazeern. Awer dich vör Meddagstied, denn ritt he op dat Seckdor un luurt, ob sien Vadder noch nich mit Plesch un Lotte von't Blögen kummt. Rief, dor kaamt se al! „Burr!“ Vadder stiggt af un sett den lütten Brösel blangen sik op dat Handpeerd, op de orige Lotte. „Faat di man an de Ring. Wat kannst al riden, Jens Peter! Ik gloöv, warriß noch mal en düchdigen Buurn.“ Un de Jung nicht, un sien blausen Ogen jegg: „Dor kannst di; op verlaten, Vadder.“ „Dööft di de Waag of al? Ja? Dann mutt wi jo woll seen, wat Mudder op'n Tisch bringt. Denn man hü!“ Un jo zudelt sik de beiden Räder op den Hoffsoold to. Ja, de Jenjenhoff is en Stääd, wo dat Glück sien Hüfen heit. Wer't doch man holen kunn! Wenn man keen Weber kummt! Dat grünt un grummelt al in de Fern!“

Dor kummt of al de Augustmaand veertein, kummt gliest mit en riden Baden op den Jenjenhoff: Krieg! Un Buur Jens fall foorts mit! Graad is he mit de Dorn ansungen. Je, denn helpt dat nich. So leggt he de Lee dal un maakt sik trech, schrifft de halve Rach un bestelt sien Huus, steit in'n Morgengragen an sien Kinner eer Betten, strickt er all drie lifen över de roten Backen un nimmt Abscheid von Fru, von Huus un Hoff.

Twee Joor heit de Krieg al duurt. De Korporal Jens Peter Jenjen weer al mal op Verlööv kamen in de Saat- un of in de Dorntied. Harr mal gau na'n Rechten seen un öwerall markt, dat sien Lüüd alltohopen eern Mann stünn, as Debberst de Fru jülm, harr sik of bannig to sien Kinner frööt un weer wedder an de Front foort. De weer an de Hoochde dreehundertveer, den „Dodan Mann“. Ach Gott, wat'n grulichen Nam!

Un en grufig Weber trek op öwer den Jenjenhoff, dat slöög mit eenen harten Schlag all sien Glück in duusend Schörn. De Buurfrau Margret Jenjen harr eern egen Breef von de Front trüchfregen. Dor stünn man een enkelt Woort op: Gefallen! —

Dat Leben is starker as de Dood un steit gliest achter em, un de düstern Tiden weern wider gaan. Fru Margret harr na eern eersten Gram un Smart dat Lei wedder fast in de Hann namen un er Hart dorlo. Un de Tiden weern wider gaan, hochbeent un drang. Dat weer meist, as wulln se of den Jenjenhoff as en Schipp in swore Seenot ünner de stürten Bülgun koppheister scharen laten. Awer de Fru stunn stuur un jeter ant Roer. Woll wein de eersten griisen hoor bi Wind un Weber um eern Kopp, woll treden sik eer Lippen knascher tosam. Awer eer Knööv wüssen of mit de harten Dpgawen. Un wo een sik jülm to helpen söcht, dor helpt de Heben mit! De

dree Kinner wüssen op, rant un slant de Friesendeerns — un hoch un stämmig de Jung. Se stunn eer Mudder al düchtig to Sied. Un immer wider leep de Tid un bröch för dat düütsche Vaderland na veel Schimp un Schann, de de gnittschäwig Fiend een andaan haarn, dat eerste Fröjjoorshöpen! Dor weer enen frischen Wind optamen, en köle Brief, un dat düütsche Schipp harr neen Kurs namen un nee Seils sett, stormseker un taag. Un Düütschland sien Stüürmann, dat würr Adolf Hitler, unj Führer. Se harr England un sien Sworen de Fredenshand henrect. De Fiend slöög se torüch un wääl den Krieg. —

Regenteinhundertveerdig!

Jung-Zens Peter Zensen tredt as Rendsbörger Artallrist int Feld as insmal sien Vadder. Sull mal wisen, dat he ut datjüwle Ekenholt sneden meer as de Feldgrifen von veertein/achtein. Un kiel mal ener an: de Jungen weern nich minner un ringer as eer Vadders un Onfels! Wat seeg de Stormwind dor henlang, jaag as de wille Jagd dor Polen, Norwegen, Niederland un Belligen na Frankriek rin! Wer harr't sif drömen laten? Kunn ener knapp mittamen! Gung allens na Recht un Rechtigkeet un Schlag op Schlag! Wat harrn de sif of vörfnaden un ophissen laten! Nu, wo eer de Steert brenn, nu weert eer woll leed, awer nu weert of to laat! —

Al wiet binnen in Frankriek steit de swore Artallrie, steit vör de Hööchde dreehunnertveer, den „Doden Mann“. Un Zens Peter Zensen un sien Kameraden sünd of dorbi, sünd jüst in Kaufstellung un kiest sif dat ole Schlachtfeld von veertein/achtein an. Un nu eerst ward se wies, wat de Kameraden hier insmal to doon un to striden un to liden hadd hebbt. Wat doch of en wides, wides Dodenfeld: luter Helden, de Bloot un Leben geben hebbt för de Heimat, slapt hier nu bald siefuntwintig Joor in Fiendslann. De „Dode Mann“, ja, dat is en hilges Feld — sien Nam steit jeden olen Feldgrisen deep int Hart schreben. Dat Fröjjoor harr de Narben man eerst eben todeckt, dat en de Trechters un Grabens noch wies warrn kunn. Betonbroden un terreten Böömstümp. Un mirn in düit weufte Rebeet de stillen Dodenhööf. Tom annern Mal weer de nee, grote Kriegsbrand düsse Wesen dwards öwer se henlopen. Keen Döörp weer heel bleben, wat nich in Gruus un Muus schaten leeg, dat harrn de Fiiürlichen to Asch brennt — Brüden un Straten harrn de Stufabomben uteneen slööv. De Franzmann weer „türmt“, harr allens trüch un ligen laten, as he staben un slagen weer: Munitschon, Wapen un Warkshop. Dat Rode Krüz rüüm op — Verwundt un Follen legen in Krink verstreit un weern mit de Teltbaan deckt. Un blangen, dor loopt de Straten, vull grisen Melm un von Uur to Enn vullproppt mit düütsche Soldaten, de den Fiend scharp op de Hacken sünd: To Foot un to Peer, Munitionslonnen un Panzers, alltohopen tredt se in langen Tog vörbi. De nimmt ja woll keen Enn.

Dat is Verdun tom tweten Mal.

De swore Artallrie hett ut hundertunachtzig Kore den Franzmann begroöt, wo meer, wo bett. Nu staat se wedder in Alarm. De Kanoniers hebbt dat hild, mutt tanken un waschen un puken, mutt asfaken, Verpflegen nemen un Telte bugen för de korte Nachtrau. —

Zens Peter hett sien Lager blangen den Geschüttfoerer, achter op de Togmaschin. Se liggt op Matrazen un Deken un hebbt gor noch en Schaapfell as Dewerbedd. Dat slöppt sif winnersam ünner freen Heben un de blenkern Steerns. — Morgen geit wider, Gott weet, wohen.

Awer eer se to Rau gaat, besöök de Kanoniers noch den „Doden Mann“. De driggat sinen Nam mit Recht: Gräwer, nids as Gräwer, un dorup de hölten Krüzen — enen helen Woold vull Krüzen. Se gaat still langs de Regen, leest hen un wen enen Nam un gaat sinnig wider. Un nu — nu bleibt se staan un künnt nich glöben! Dor steit en Nam dormant, den kennt

se. So heet jo eer egen Kamrad: Jens Peter Jensen †. Un dorünnen dat Daten. Se roopt den Befreiten Jensen. „Stief hier, Jens Peter!“ Un denn laat se em alleen.

Jens Peter steit an sien Vadder sien Graff. He list den lewen Nam ümmer wedder. Nam un Talln, de stimmt. Ja: hier slöppt Vadder!

Jens Peter stigt dat hitt op, sien Hart pudert för dull. Nu böögt he sit daal un strikt lisen öwer de Grasbulten — graad so lisen un weef, as sien Vadder em sültn ins de Backen strafel, as he Abscheed neem. Un sien Hart fangt an to snacken, lisen, ganz lisen:

„Vadder, höörst du? Wi Jungen jünd hier, staat wedder in Frankrief un bringt allens to Schid. De November-Schann hebbt wi lösch, uns nee düütiche Führer hett dat daan, un wi hebbt em dorbi helpen dörvt. Höörst du, Vadder? Ju jünd nich meer unsünst solln! Ju hebbt doch siegt! Un du un all de annern Kameraden dörvt nu ruhig slapen. Un nu gaat wi op den Engelsmann daal. De sall dor her un sall dor an glöben. Mit den hooft wi de lezt Afreten. Sünst ward miendag keen Freed op de Welt. „Se söölt uns kennen leern!“ hett uns Führer seggt. Dat söölt se. Dat verspreekt wi ju an düsse Stääd.

Un Vadder, de Jensenhoff steit, steit fast un seker. Un de Heimateer is free. Un de Friesenharten slaat as ümmer: Küüm Hart, klaar Kimming! Höörst du, Vadder?“

Beel hett de Jung sinen Vadder to vertelln. Von Mudder un Swestern, von Huus un Hoff. Un tolezt hett he an Feldblomen ranhaakt, wat dor man wofern deer, un hett se enselt opt Graff leggt: „De is von Mudder, de von dien Döchder un de von mi.“

Un naher is Jens Peter Jensen na sien Kamraden trüchgaan.

As he awer den annern Morgen koort vört Afrücken tom lezten Abscheed an sien Vaddergraff kummt, dor will he dat kuum glöben: Dor is dat Graff öwerher mit Blumen un Ranken un Ranken tobedekt, dat of nich en Spier Er meer dörschämert. Un en Kranz steit söötlings von dat Holzkreüz. Kamraden-hann hebbt dat daan in den Rosenmaand veerdig mixrn in Frankrief, ob Hööchde Dreehundertveer, vör den „Doden Mann“.

Taugaw. Wenn einer dor is, dei mit dat Holsteiner Platt nich recht farig ward, denn kann hei hier nahsteken:

Günt = jenseits, rögen = rühren, scharwakt = wirtschaftet, quid = frisch, Marl- un Steernblomen: Marlblomen = Marienblumen (Gänseblümchen), Steernblomen = Scharbockskraut, Räder = Reiter, Brösel = Knirps, Hoffsoold = Hofplatz, Dru = Ernte, Hüsen = Haus, Wohnung, dat Lei = die Leine, Berlööv = Erlaubnis, Urlaub, See = Sense, Morgen-gragen = Morgengrauen, Dämmerung, Knööv = Kraft, gau = rasch, schnell, ant Koer = ans Steuerruder, Seils = Segel, de Heben = der Himmel, störten Bülgan = stürzende Bogen, weuste = wüste, Wefen = Wochen, Krint = Kreis, blangen = seitwärts, bi lang, neben, Woold = Wald, enselt = einzeln, vereinzelt, Kimming = Horizont, Kum Hart, flor Kimming = Weites Herz, klare Sicht (Sinnpruch der Friesen), Fröjorrshöpen = Frühlingshoffen, Sworen = (Geschworenen) Verschworenen, ophissen = aufheben, Rau = Ruhe, Robect = Gebiet, von Uur to Enn = von Anfang bis zu Ende, to Schid = zustande, Wapen = Waffen, Welm = Staub, Warkshop = Werkzeug, begrööt = begrüßt, wofern = wuchern, wachsen, Rosenmaand = Rosenmonat = Juni.

Wilhelm Neese

Eine Plauderei über ihn im Anlaß seines soeben erschienenen Bühnenstückes
„*Der Herr*“.

Seitdem der Herr Oberregierungsrat Dr. jur. Neese, stellvertretender Direktor der Landesbibliothek und während der Kriegszeit auch Direktor des Landesmuseums, in den mecklenburgischen Dichterkreis eingetreten ist, hat er sich bis auf die Haut ausgezogen, d. h. Titel und Würden an den Nagel gehängt und seinen alten Jungennamen wieder angenommen. So will es der Brauch, und Apollo, was der Schutzherr in der Gilde ist, hat's vorgemacht. Er hat auch nichts an.

Wilhelm Neese ist am 10. März 1879 in der Wossidlostadt Waren geboren, wo er auch das Gymnasium besuchte. Damit hängt zusammen, daß er sich mit allen „Wossidlo-Fragen“ Zeit seines Lebens eingehend beschäftigte und seine große Kenntnis der Volksbräuche und Schnäde anbringt, wenn sich eine Gelegenheit dazu bietet. Seine Sippe ist sonst im Südwesten Mecklenburgs, in der sogenannten „Griesen Gegend“, zu Hause. Der eigenartige Typ des Mecklenburgers, erwachsen aus einem Schutz Wendentum in das Blut der deutschen Kolonisten, ist hier besonders scharf ausgeprägt. Ich glaube immer noch, daß der Name Neese ebenso wie der raseburgische und holsteinische Name Niese auf slawischen Ursprung zurückgeführt werden muß (vgl. Mitteilungen 1937 Heft 3, S. 48 oben und dagegen 1938 Heft 1, S. 16 unten). Nach Kühnel soll der wendische Ortsname Nesow Ort des Nēza bedeuten.

Der Lehrer Heinrich Neese, Vater unseres Dichters, hielt darauf, daß in seinem Hause so viel als möglich plattdeutsch gesprochen wurde. Er las den Seinen gern aus Fritz Reuter vor, war auch stets bereit, im Freundeskreise und bei Vereinsfestlichkeiten plattdeutsch vorzutragen. Kurzum: er war ein begeisterter Freund unserer Muttersprache. Und so etwas vererbt sich. Schon als Tertianer versuchte der Sohn, auf Geheiß seines Lehrers den alten Römer Ovid plattdeutsch zu reimen, was ihm eine glänzende Anerkennung einbrachte. „Dewer wenn ic ihlich sien fall,“ so meint er im Schweriner Musenalmanach 1928 S. 130, „denn wier dit nich mien ierst Versäuf. All as Quartaner heff ic mal ein Spottriemels up unsen Vihrer matt, bi den wi Französch harn. Ic weit nich, wer em dat Riemels tausteken hett, ic heff dat nich tau weiten kregen. Wat ic ädwer kreg, dat wier'n gadlich Dracht Släg. Un dat wier mien ierst Dichterhonoror.“ Als Neese in Berlin die Rechtswissenschaft studierte, suchte und fand er Anschluß bei den Vorkämpfern der plattdeutschen Bewegung, die damals im „Cekboom“ an die Öffentlichkeit traten. Er half bei der Begründung des plattdeutschen Landesverbandes Mecklenburg-Lübeck, vor allem aber lag ihm die Plattdeutsche Gilde in Schwerin am Herzen, in der er seit ihrer Gründung (1913) ununterbrochen bis heute neben Oberstudiendirektor Dr. Buhle an führender Stelle steht. — 1916 gab Wilhelm Neese als Erstlingswerk einen Band lyrischer Gedichte heraus: „*Bö r m a h d*“. Verhältnismäßig rasch war die erste Auflage vergriffen. Einer 1928 erschienenen und stark veränderten zweiten hat der Dichter den Titel „*V o n L e i w u n L e n g e n*“ gegeben, weil gleichzeitig ein Band plattdeutscher Lieder von Carl Dumann, Rehna (vgl. Schönberger Heimatkalender 1934, S. 193) unter dem Titel „*Börmahd*“ herauskam, mit dem Wilhelm Neese nicht verwechselt werden wollte. Auch diese 2. Auflage ist längst vergriffen, ebenso wie jetzt auch der 1934 als Handschrift gedruckte Band hochdeutscher Gedichte: „*S o n n e u n d S e e*“. Neeses Lyrik bevorzugt Liebesgedichte. Ernst Hamann bezeichnet sie in einer sehr wohlwollenden Besprechung als „*feurig*“. Nun ja, sie spielen sich nicht alle im milden Mondschein ab. Was wir aber besonders lobend anerkennen müssen, das ist die

einzuschränken, oft hält der Spielleiter mit dem Rotstift noch einen lehten Kehtaus. Drama heißt Handlung. Zwingend und rasch müssen sich die Dinge entwickeln, dem Ende, gleichviel welcher Art, zudrängend. Das erfordert nicht nur dichterische Veranlagung, sondern auch einen scharfen Verstand, wo es doch darauf ankommt, die Fäden zu schürzen, zu spannen und schließlich auf eine nicht allzu alltägliche Art zu lösen. Wie wird Wilhelm Keese in seinen beiden Dramen diesen Forderungen gerecht? Hören wir den Zusammenhang.

Da ist der alte Schulze Henning Babendiel, der nicht will, daß sein Sohn Bernd die Tochter Maria der verwitweten Doris Hellriegel, Pächterin des Dorfkruges, heiratet. Warum nicht? Sie gilt doch als eine tüchtige, allgemein geachtete Frau, und ihre Tochter (übrigens auch schon Witwe mit einem kleinen Sohn, der bereits laufen kann, aber nicht sichtbar wird) ebenfalls. Ja — das ist folgendermaßen. Doris Hellriegel ist die Jugendliebe des Schulzen. Beide sind sich einig gewesen, aber plötzlich hat die Doris den Gutsinspektor Hellriegel vorgezogen. Darüber ist der Henning maßlos wütend geworden, und nun peinigt er die Witwe, nachdem sie in sein Dorf gezogen, nach Strich und Faden. Es kommt so weit, daß er sich von dem Bauern Großkaf, der auch eine Tochter hat, die dem Henning wegen ihrer gewaltigen Mitgift als Schwiegertochter geeignet erscheint, eine Hypothek überschreiben läßt, die er kündigt, um das arme Weib durch Pfändung auf die Straße setzen zu können. Der verliebte Bernd, ein ebensolcher Dickkopf wie sein Vater und jetzt ebenso wütend, wie dieser ehemals, hat bereits sein Bündel geschnürt, um die väterliche Stelle, wenn auch blutenden Herzens, mit Maria zusammen zu verlassen. Die Zwangsversteigerung soll beginnen. Der Vaterbruder Otto, ein Tierarzt geworden und ein prächtiger Kerl in dem figurenreichen Schaustück, möchte mit seinen Späßen das Verhängnis bannen. Es gelingt nicht. Da, in höchster Not, taucht ein alter Bauer mit einem bisher streng geheim gehaltenen Sterbepflichtbekenntnis des längst toten Vaters von der Doris auf. Der ist auch Bauer gewesen und ein leidenschaftlicher Jäger obendrein. Im jähen Eifer hat er eines bösen Tages ein Stück Wild auf herrschaftlichem Boden erlegt und ist dabei von dem Gutsinspektor Hellriegel überrascht worden. Auf Jagdrevell steht Zuchthaus. Der Inspektor will schweigen, wenn — ihm Doris überlassen wird. Nach schwerem Kampf mit sich selbst siegt bei Doris die Vaterliebe. Sie wird des Inspektors Frau. Das alles weiß der alte Hinrich Boldt zu erzählen. Nachdem es ihm gelungen ist, den Henning Babendiel davon zu überzeugen, daß seine alte Geliebte dem ihr aufgezwungenen Mann nie zugetan war, ist der Prozeß zu Ende. Im Schlußtermin einigen sich die Parteien, alles liegt sich in den Armen, und im Zuschauerraum triumphiert das erlösende „Aah!“ Wenn Onkel Otto, der Tierarzt, auf der Ziehharmonika den weichenblauen Jungfernkranz bei niedergehendem Vorhang spielt, so stimmt das zwar nicht ganz, denn Maria hat ja aus erster Ehe ihren strammen Jungen. Aber das wird nicht so genau genommen, denn Spaß muß sein, und im übrigen ist der Akt ja glaubhaft. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Verfasser sein Bühnenstück sehr schlau angelegt hat. Offenbar kommt ihm seine juristische Schulung zustatten, auf Plattdeutsch könnte man sagen: „Dat kann bloß'n Akt so sein utflämüstem!“ — Und das ist auch bei dem Drama so, das uns heute vorliegt. „Dei Herr“, das ist der Ritter Klaus Bernicke, verfolgt mit unstilllichen Anträgen die hübsche Tochter Dürten seines „leibeigenen“ Bauern Strohkark. Aus den Reden des „fahrenden Schülers“ (Studenten) Karsten Frank, eines Prachtburschen, der denn auch schließlich die Dürten heimführt, insbesondere aus seinen Gesprächen, die er mit dem Kaplan und dem Ritter, aber auch schon mit dem Strohkark'schen Ehepaar führt, sollen wir entnehmen, daß unser Stück im Zeitalter der Reformation spielt. Nun ist zwar die Leibeigenschaft in der scharfen Form, daß der Bauer gegenüber dem Ritter „seines eigenen Leibes nicht mächtig sei“, erst eine Folgeerscheinung des 30jährigen

Krieges. Doch gleichviel. Hier kommt es darauf an, mit scharfen Strichen den Bauernjammer vergangener Jahrhunderte zu zeichnen, und da ist dichterische Freiheit am Plage. Im 2. Akt, der auf der Burg Klaus Wernicks spielt, bereiten sich die Dinge vor. Der Ritter sitzt zehend mit dem Kaplan (Hausgeistlichen) zusammen, als Dürten, einem Befehl des „Herrn“ folgend, eintritt. Sie weiß, was ihr droht. Aber der Karsten Frank hat es fertig gebracht, mit List und Dreistigkeit in die Burg einzudringen. Er taucht auf und versteht es sogar, durch seine lustigen Fieder sich zeitweise die Gunst des trunkseligen Ritters zu verschaffen. Dieser läßt den besoffenen Mönch durch einen Diener hinauswerfen, erliegt aber bald darauf selber dem schweren Trunk und schläft ein. Den günstigen Augenblick benutzend, flüchtet das junge Paar und kommt spät in der Nacht im Statten der Eltern an. Jetzt folgt der 3. Akt, geladen wie eine Sprengbombe. Der Ritter ist wieder zu sich gekommen, sieht sich gefoppt, läßt sich sein Pferd vorführen und jagt im höchsten Zorn auf die Grobdal des Bauern. Der graueude Morgen, noch beherrscht vom Schein des Vollmonds, erhöht das Gespenstische der unheimlichen Szene, dazwischen glimmt und glummert unser braves Blattdentsch, wie es eben nur dieser Sprache möglich ist. Dürten und Frank sind, gereizt durch die brutalen Reden des Ritters, aus ihrem Versteck heruntergekommen, das Strohkarsche Ehepaar schaut verschüchtert drein. Der Ritter schäumt vor Wut. Zuweilen scheint es, als wenn ein guter Kern aus ihm hervorbrechen will, so wenn er klagt, daß seine junge Frau, die er zu den Ärzten nach Kostock geschickt hat, ihm keinen Erben schenken werde, oder wenn Erinnerungen an seine Knabenjahre, die der alte Strohkark zu wecken versucht, ihn weich machen wollen, oder endlich gar, wenn ein mutiges Wort des jungen Studenten ihm Respekt einflößt. Aber immer bekommt „Der Herr“ in ihm die Oberhand. Er droht mit Ganten und Galgen. Schließlich kommt ihm ein teuflischer Einfall: die jungen Leute sollen losen, und wer den Längsten zieht, erhält zwar die Freiheit, hat aber den Unterlegenen zu hengen. Dabei entfährt ihm das Wort: „so wahr mien Fru mie keinen Erben schenkt, so wahr blifft, dat dei beiden dor sid nich krigen!“ Da, im Augenblick der höchsten Spannung, hilft wieder das oft bewährte „Geheimnis“. Daß die Frau Strohkark so etwas auf dem Herzen hat, aber sich scheut, damit herauszukommen, merkt trotz seiner Aufgeregtheit auch der Ritter. Er zwingt sie mit erhobener Peitsche zum Geständnis. Und was ist's? In ihren jungen Jahren, als sie noch auf der Burg diente, hat sie sich dem Vater des jetzigen Ritters in gleicher Weise gefügig machen müssen, wie es jetzt von ihrer Tochter verlangt worden ist. „Vadder, ik mót dat nu seggen, Dürten is gor nich dien Diern! — So, nu is't rut. Nu sien Süster ward dei Herr nu woll tausreden laten.“ Allgemeine Verblüffung. Immerhin wäre für den jungen Frank die Lage aber doch noch brenzlich, deshalb läßt der Dichter sicherheits halber in diesem Augenblick einen alten Tagelöhner mit einem Brief auftreten, worin dem Wernicke von den Kostocker Ärzten mitgeteilt wird, daß seine Frau sich in geeigneten Umständen befinde. Große Freude allerseits. Der „Herr“ erinnert sich seines gegebenen Wortes, die Verbindung des jungen Paares von dieser Botschaft abhängig gemacht zu haben. Er gibt seinen Segen und will auch die Hochzeit aussfeuern. Das glückliche Ende ist da. Es geht zwar alles ein bißchen knasch, aber so verlangen es die Bretter, welche die Welt bedeuten.

Fraglos ist „dei Herr“ den „beiden Babendiels“ überlegen, sowohl was den Aufbau des Dramas als die Sorgfalt bei Behandlung der Sprache anbetrifft. Auch wird der mittelalterliche Hintergrund seinen Eindruck nicht verfehlen. Nun müssen wir die Bühnenwirkung abwarten. Das Stück ist von Schwerin und Hamburg zu gleichzeitiger Uraufführung angenommen worden.

Fr. Buddin.



Kleine Mitteilungen, zugleich Frage- und Antwortkasten.



I. Heimattkalender für den mecklenburgischen Kreis Schönberg auf das Jahr 1941. — Druck und Verlag von Lehmann & Bernhard, Schönberg (Meckl.). Preis 50 Pfg.

Nun soll er endlich doch herauskommen, unser Schönberger Heimattkalender, trotz mancherlei Schwierigkeiten, die sich seinem Erscheinen entgegenstellten. Es ist auch nur möglich gewesen, nachdem die Herausgeber sich zu einer Beschränkung des Inhalts entschlossen haben. Einerseits war das nötig zur Herabsetzung der Herstellungskosten, denn es geht nicht an, daß diese dauernd vom Erlös des Vertriebes ungedeckt bleiben. Zum anderen mußte der sogenannte „Reichs- und Landesstaat“ ausfallen, da in der Besetzung des behördlichen Aufbaues infolge des Krieges Änderungen zu erwarten sind, die noch nicht festgestellt werden können. Was unsere Leser hier aber vor allem hören wollen, das ist ein Bericht über den heimatkundlichen Teil, und der ist in diesem Jahre einschließlich der Abbildungen auf zwei Seiten zusammenschmolzen. Herr Diplom-Landwirt Blauert schreibt über die neue Landwirtschaftsschule in Schönberg, deren Leiter er zur Zeit ist, und Fr. Susanne Eggerß, der die Mädchenabteilung unterstellt werden wird, hat „Noch ein Wort zu den neuen Erziehungsanstalten in Schönberg“ hinzugefügt. Der Kalender sieht in seinem 33. Jahrgang. Freuen wir uns, wenn er noch am Leben bleibt, denn er ist für unsere raseburgische Bevölkerung doch schlechthin unentbehrlich geworden.

II. Mecklenburgischer Boß un Haas-Kalender 1941. Historische Verlagsbuchhandlung, Seestadt Wismar. Preis 25 Pfg.

Wenn Einer da un deit, wat hei deit, denn kann hei nich mehr dann, as heit deit. Mit diesem ihrem alten Wahlspruch marschieren Boß un Haas in den 78. Jahrgang hinein. Handlich, billig und sonnig, das sind wieder seine Merkmale. Es erübrigt sich, groß darüber zu reden. Für Plattdeutsch ist gesorgt: Freund Maaz vom Plattdeutschen Verbands und Wilhelm Schmidt, der altbewährte Kämpfe für niederdeutsche Art und Sprache, haben in gewohnter Weise ihre Bertellers beigesteuert, zum Teil auch gereimt. Neu sind die Kopfleisten zu den einzelnen Monaten. Sie sind von Rudolf Gahlbeck, Schwerin, entworfen und stellen alte Wehranlagen mecklenburgischer Städte dar. Ein feiner Gedanke. Wir sollen uns erinnern, daß unser liebes Mecklenburg im Lauf seiner Geschichte recht oft waffenklirrende Zeiten durchgemacht hat, die Tod und Verderben brachten. Heute steht unser braves Heer tief in Feindes Land, unser Schutz und Stolz ist Großdeutschland!

Fr. Buddin.

IV. Wo ist der Willkomm der Stellmacher geblieben? — In Nr. 234 des „Schönberger Anzeigers“ vom 5. Oktober 1940 steht ein vom Herausgeber dieser „Mitteilungen“ verfaßter Aufsatz: „Die Schönberger Schneiderzunft und ihr Willkomm.“ Veranlassung dazu hat der Umstand gegeben, daß dieser Botal, nachdem er seit 1908 in Privatbesitz gewesen war und auch noch ist, dem Schönberger Heimatmuseum zur Aufbewahrung übergeben wurde. In seiner umfangreichen Arbeit nimmt Herr Bd. die Gelegenheit wahr, auf das Alter der Zünfte in unserem ehemaligen „Fürstentum“ kurz einzugehen. Schneider und Schuhmacher sind da die einzigen Zünfte, deren Ursprung in der Zeit vor dem 30jährigen Kriege nachgewiesen werden kann. Am 9. Oktober 1500 bereits wurde den Schrodern (= Schneidern) durch den Bischof Johann die Bestätigung ihrer „Rolle“ er-

teilt, sie muß also damals schon bestanden haben. Ihr Willkomm trägt die Jahreszahl 1655, es ist aber möglich, daß die Kunst schon früher einen Willkomm hatte, den man umgießen ließ. Das Privileg der Schuhmacher datiert vom Jahre 1612. Von ihrem Willkomm weiß man nichts. Die Zimmerer haben den ihren (1791) nach Schwerin verkauft, wo er seit 1889 im Museum steht. Im Schönberger Heimatmuseum befinden sich die Bäcker (1766), die Drechsler und Sattler (1853), die Töpfer und Klempner (1853), die Böttcher (1854), die Ziegler (1858) und endlich die Schmiede und Schlosser, aber nur der Willkomm von 1757. Ein zweiter (1795) ist in sicherem Gewahrjam und wird in absehbarer Zeit dem Museum überwiesen werden, ebenso der der Schlachter (1849). Jrgendwo in der Umgegend von Schönberg soll der Maurerwillkomm stehen. Die Tischler haben ihre Lade im Heimatmuseum stehen, aber ihr Willkomm ist verschwunden, obgleich man sich seiner noch erinnern will. Bei den Stellmachern (1822) heißt es: 1908 nach Hamburg verkauft. Dieser Vermerk hat mich aufhorchen lassen! Ich entstamme, wie ich im Schönberger Heimattkalender von 1936 S. 181 erzählt habe, einer alten Rademacherfamilie. Mein Vater Jochen Möller, geboren 27. 9. 1809 in Bardowick, war Rademachermeister in Palingen, wo er 1880 gestorben ist. Mein Großvater Tobias Möller war es auch, nämlich in Bardowick, wo er 1768 geboren wurde und 1841 starb. Ich bin aus der Art geschlagen und Schulmeister geworden. Aber in der Hauptlinie, die von dem ältesten Bruder meines Vaters abstammt, blüht noch heute das Rademacherhandwerk in Selmisdorf. Wenn der Willkomm nach Hamburg verkauft ist, mag er in ein hiesiges Museum gekommen sein. Ich will mich danach umsehen. Wenn ich ihn entdecke, werde ich darüber berichten.

Wilh. Möller, Hamburg.

IV. Mecklenburgische Ortsnamen kirchlichen Ursprungs. Unter dieser Überschrift hat Wilh. Schломann, Schwerin, im Meckl. Christl. Hauskalender für 1941 eine Arbeit veröffentlicht, die auch unser Rakeburger Ländchen mit drei Namen heranzieht: Petersberg, Heiligeland, Marienhöhe. Da anzunehmen ist, daß viele unserer Mitglieder diesen Kalender lesen, bedarf die Deutung einer Richtigstellung. Beginnen wir mit Marienhöhe. Als der Schulze Heinrich Kähler in Kl. Siemz diese Gastwirtschaft an der Rakeburger Chaussee 1904 erbaut hatte, benannte er sie nach seiner Frau, die Maria hieß (Näheres darüber in Krüger-Vloen, S. 274). An die biblische Maria hat er dabei sicher nicht gedacht. — Heiligeland, im Volksmund Hilgenlann, ist ein Beispiel dafür, wie landesunkundige Verwaltungsbeamte durch ihre Verhochdeutschung von Orts- und Flurnamen oft Unheil angerichtet haben. Hilgenlann hat mit „heilig“ nichts zu tun. Das urniederdeutsche Wort „hilgen“ bedeutet verborgen, abseitsliegend. Hilgen sind die lichtlosen Abseiten unter dem Strohdach unserer alten Bauernhäuser. „Hei kann hengahn un Klümp up de Hiel (= Hille) staken“, also etwas Unmögliches versuchen, sagt man von jemand, den man verspotten will. „In de Höl, nämlich in das Versted hinter seinem Arbeitstisch, wirft der Schneider die gemausten Stoffreste von einem Kleidungsstück, das er anfertigen soll. Tatsächlich sind Hölle und Hille sprachlich gleichen Ursprungs. „Niedergerfahren zur Hölle“, d. h. ins Reich der Abgeschiedenen. Selheim ist in der ältergermanischen Götterlehre die Unterwelt, Hel, die „Verborgene“, residiert darin. Sie ist im Märchen zur Frau Holle geworden. — — Daß all die ungezählten Petersberg und Petersdorf und Petersburg, die es in der Welt gibt, mit dem Apostel zusammenhängen, glaubt natürlich niemand. Von St. Petersburg, dem jetzigen Leningrad, wissen wir z. B. bestimmt, daß es nicht der Fall ist. Nun liegen die Dinge bei unserem Dorfe Petersberg allerdings etwas anders. Es fällt auf, daß bei Petersberg und auch auf der angrenzenden Flurgemarkung von Wehelsdorf mehrere Hügelgräber aus der älteren Bronzezeit gelegen haben, in denen außergewöhnlich bedeutende

Funde gemacht worden sind (vgl. Mitteilungen Jahrgang 1919 Heft 1 und 1920 Heft 1). Auf dem Jägenbarg bei Petersberg grub Archivar Dr. Masch im Jahre 1859 einen Grabhügel aus, der die Gebeine einer offenbar sehr vornehmen Familie barg, denn bei der Leiche des Familienoberhauptes fand man einen goldenen Armring und ein besonders schönes Bronzeschwert. Leider sind die Sachen damals verlorengegangen, wir warten noch immer darauf, daß sie sich aus Privatbesitz wieder anfinden. Berühmt geworden ist der sogenannte Faltstuhl von Bechelsdorf (vgl. Mitteilungen 1919, Heft 2/3, S. 39). Ihn konnte der Oberförster Haug, Waldhusen, bergen, als 1869 der „Grottopf“, ein riesiges Regelgrab auf der Böhsechen Koppel in Bechelsdorf, abgetragen wurde. Der Faltstuhl steht heute, wissenschaftlich rekonstruiert, im Museum am Lübecker Dom. Man nimmt an, daß er der Königsthron eines „Hocker-volkes“ war. Da in dem vor wenigen Jahren vielgenannten ägyptischen Königsgrabe des Tutenchamun genau gleiche Exemplare gefunden worden sind, können wir ältere Bronzezeit, etwa 1600 vor Christo, datieren. Der Petersberger Fund ist einige Jahrhunderte jünger. Wir schließen aus dem allen, daß in oder bei Petersberg eine germanische Kultstätte gewesen sein muß, sagen wir etwa: dem Wodan oder dem Donar geweiht, nach der die Bronzeleute zu gewissen Tagen mit ihren Opfergaben wallfahrteten. Ob und wie sie den Ort benannten, wissen wir nicht. Rund 2000 Jahre später wandert die germanische Bevölkerung unserer Gegend aus, vielleicht unter dem Zwang klimatischer Verhältnisse. Aber es bleiben schwache Reste zurück, die alten Brauch und Glauben auch durch die nun folgende 600jährige Wendenzeit hindurchretten. Denn als die sächsischen Kolonisten das Christentum mitbringen, halten es die Mönche nicht nur für nötig, an Stelle wendischer Opferplätze, nachdem diese vernichtet sind, Kirchen zu bauen, sondern sie richten ihr Augenmerk auch auf altgermanische Überlieferung. Dies geschieht, indem sie alten Götterglauben als Teufelspud brandmarken oder, gegen- teilig dazu, alle Götternamen mit ihren Heiligen verbeden. Es mag also sein, daß Petersberg seinen Namen von St. Petrus bekommen hat. Aber unbeding- tlich sicher, wie etwa bei den bekannten Kirchen in Lübeck und Raseburg, ist das keineswegs. Fast alle Dörfer in der Nachbarschaft von Petersberg haben wendische Namen und sind Rundlinge (man fängt neuerdings wieder an, den Rundling als typisch für die slawische Ortsanlage in unserer Gegend zu bezeichnen). Petersberg ist kein Rundling, Bechelsdorf und Rupensdorf, die unmittelbaren Nachbardörfer, sind es auch nicht. Bechelsdorf, 1257 Treb- bethestorp, was nach Kühnel Ort des Treboto bedeuten soll, wird nach seinem Lokator genannt sein, ebenfalls Rupensdorf, wo noch um 1450 auf dem „Hof“ ein Elert Rubenstorp saß, der unserer Schönberger Kirche eine Vikarie stiftete. Er liegt nahe, auch den Namen Petersberg in diesem Sinne zu er- klären. Er taucht erstmalig als Petersberge eum suis attinentiis (d. h. mit seinen Liegenschaften) in dem Verzeichnis auf, das der Bischof Isfried 1194 zusammenstellen ließ, um die Kapiteldörfer von den Lehnsgütern der bischöf- lichen Tafel zu trennen. Im Zehntenregister (1230) fehlt der Ort, weil er im Lande Boitin lag und damit unter der unmittelbaren Landeshoheit des Bischofs. Wohl aber finden wir Peterstorp 1335 in dem Verzeichnis des Bischofs Volrad von Dorne, wo dieser seine Lehen auführt, die im Zehnten- register übergegangen sind. Schließlich taucht Petersberghe noch 1375 in einer Urkunde auf, wo der Knappe Hartwig Zecher seinen „Hof“ dort an das Domkapitel verkauft. Es ist die Zeit, in der sich die Familiennamen be- reits festgelegt haben. Der auch im Raseburgischen nicht gerade seltene Name Peters, Petersen (= Sohn des Peter) gehört zu der Gruppe, die aus Vor- namen gebildet ist, und in der lateinischen Urform war er selbstverständlich der des Apostels Petrus. Wir treffen den Taufnamen Peter bei uns sehr häufig. Auch heute noch wird er ab und an gewählt. Als Familienname scheint die gekürzte Form Peter längst verschwunden zu sein, während ein

Peters zuerst in Miendorf (1642) erscheint. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß er schon früher da war. Vielleicht hieß der Führer des Kolonistenzuges so, der das Dorf gründete. Denn als nachslawische Siedlung müssen wir den Ort doch wohl ansehen. Bd.

V. Neuer Binnenland-Brutplatz der Sturmmöve (*Larus canus*). In den „Ornithologischen Monatsberichten“ vom 16. August 1940 berichtet der in Mecklenburg durch sein Buch über die Vögel Mecklenburgs bekannte Ornithologe Dr. Kuhl über einen neuen Brutplatz der Sturmmöve bekannter Ornithologe Dr. Kuhl über einen neuen Brutplatz der Sturmmöve im Binnenland, nämlich im Kreise Schönberg. Der Berichterstatter suchte in diesem Jahr am 31. Mai das Kuhlrader Moor auf, wo sich ja schon seit Jahren eine Lachmöventolonie befindet. Hier sah er unter 400 bis 500 Brutpaaren der Lachmöve auch zwei Sturmmöven, deren Nest auch bald gefunden wurde. Neben zwei Sturmmöveneiern enthielt es noch eins der Lachmöve. In der Nähe hielten sich als Jungvögel noch zwei Jungvögel der Sturmmöve auf, vermutlich aus vorjähriger Brut stammend. Im Binnenlande sind Brutplätze der Sturmmöve nicht allzuhäufig anzutreffen. Bei uns in Mecklenburg sind eigentlich als Binnenlandbrutplätze nur die Miritz- und die des Schaalsees bekannt, dagegen brütet ja die Sturmmöve in Tausenden von Paaren auf der Insel Langenwerder bei Poel. Dem Unterzeichneten dieser Notiz ist sonst ein Vorkommen der Sturmmöve als Brutvogel bei uns im Kreise nicht bekannt geworden, außer gelegentlicher Beobachtung auf dem Dassower Binnensee, ist sie ihm nicht zu Gesicht gekommen. Auf Grund der Feststellung von Dr. Kuhl wäre nunmehr eine weitere Beobachtung über Brutvorkommen sehr erwünscht. Von der Lachmöve, die ja zur Brutzeit sofort an dem nußbraunen Kopf, dem korallenroten Schnabel und gleichfarbten Beinen kenntlich ist, unterscheidet sich die Sturmmöve durch den grünlichen Schnabel und die grünen Beine. Toll, Stud.-Rat.

VI. Pappeln. Die Sippe der Pappeln (lat. *Populus*) ist urwüchsig bei uns nur in drei Arten vorhanden, das sind die Zitterpappel (*P. tremula* L.), auch Espe genannt, die Silber- oder Weißpappel (*P. alba* L.) und die Schwarzpappel (*P. nigra* L.). Außerdem hat man noch einige Arten als Nutz-, Allee- oder Zierbäume bei uns eingeführt. Segi (Flora von Mitteleuropa, Band III) nennt vier solcher „Anlagenpappeln“ weit verbreitet: die kanadische Pappel (*P. canadensis* Moench.), die Rosenkranzpappel (*P. monilifera* Ait.), die Balsampappel (*P. balsamifera* L.) und die Ontariopappel (*P. canadensis* Ait.), alle aus Nordamerika stammend. — Außerdem werden (nach Segi) in Deutschland gelegentlich zwölf weitere Arten angetroffen, die z. T. ebenfalls aus Nordamerika, z. T. aus dem nördlichen Asien oder Südeuropa stammen. — Ein jetzt viel gebrauchtes und nach den Erfahrungen des Unterzeichneten vorzüglich führendes Bestimmungsbuch ist die „Gehölzflora“ von Jost Fischen (3. Aufl. Quelle u. Meyer 1935). Sie gestattet die Bestimmung von 15 Arten und 21 Abarten oder Bastarden in Deutschland vorkommender Pappeln. Zeichnungen von Blattformen erleichtern die Auffindung. — P. Friedrich gibt für die sübedischen Anlagen (Die Sträucher und Bäume unserer öffentlichen Anlagen, Schulprogramm des Katharineums) 1890 zehn Arten an, seither dürfte sich der Bestand aber etwas geändert haben.

Die Schwierigkeit der Artfeststellung einer unbekannteren Pappel dürfte zur Hauptsache darauf zurückzuführen sein, daß alle Pappeln zweihäusig sind, d. h. also, daß auf einem Baum oder Strauch entweder nur männliche oder nur weibliche Blüten vorkommen (Zwitterblüten treten aber gelegentlich auf). Da der Blütenstaub durch den Wind verbreitet wird, so kann es leicht zu einer „Eheirung“ führen, indem der Staub einer Art, beispielsweise der Pyramidenpappel, auf die Stempel einer anderen Art, etwa der Schwarz-

pappel, gelangt. Die Früchte ergeben dann Bastarde, welche die Eigenschaften der beiden Eltern nach der einen oder andern Richtung entwickelt zeigen. Da solche Kreuzungen in vielfältiger Weise möglich sind, so darf es nicht verwundern, wenn auch der beste Pappelfenner nicht mit absoluter Sicherheit den Namen eines Baumes, dessen Eltern er nicht kennt, anzugeben vermag, insbesondere dann nicht, wenn die Wuchsform eine sogenannte „Kospappel“ ist, die keine Blüten hervorbringt. — Es dürfte darum praktisch fast unmöglich sein, in einem begrenzten Gebiet die Namen der vorhandenen Pappeln sicher festzustellen, wenn nicht aktenmäßige Auskünfte über Samenzüchtungen oder Pflanzungen vorhanden sind. L. Benck.

VII. Über das Beiern der Kirchenglocken (vgl. den Aufsatz „Erlehenes aus Holland“ im vorigen Heft) haben sich viele Leser in Zuschriften und auch mündlich geäußert. Es sind Jugenderinnerungen wach geworden. Wenn die Jungen dem „Pulsanten“, der mit Armen und Beinen seine Instrumente bediente, zuschauen durften, dann hat ihnen das offenbar riesigen Spaß gemacht. Wie in allen sechs Kirchdörfern unseres alten Fürstentums, so ist auch bei uns in Schönberg gebeiert worden und zwar bis 1899. Damals hatten wir noch vier Glocken. Drei davon dienten zum Beiern, und das war gar nicht so einfach. Durch verschiedene Striche regierte man den Schlägel der großen Glocke mit dem Fuß, den der mittleren mit dem rechten Ellenbogengelenk und den der kleinen mit der linken Hand. Die Möglichkeit, das Klangschema in Varianten umzuformen, ließ sich ausnutzen, z. B. hörte in Schönberg das kundige Ohr, ob am Sonntagmorgen zum ersten, zweiten oder dritten Male gebeiert wurde. An das dritte Beiern schloß sich unmittelbar ein kurzes Läuten mit der vierten, der sogenannten Bimmelglocke, was man „ausklingen“ (in Herrsburg „einpingen“) nannte. Damit war der Beginn des Gottesdienstes angezeigt. Aus den oben erwähnten Zuschriften ist zusammenfassend zu schließen, daß durch ganz Mecklenburg hindurch und auch in Holstein das Beiern gebräuchlich war. Ich selbst kenne es aus meiner Heimat Rühlow (zwischen Neubrandenburg und Friedland). Heute wird es überall abgeschafft sein, denn man meint, daß es den Glocken schade. Das Wort beiern, so teilt uns ein Leser mit, kommt aus dem Niederländischen: beiaert = Glockenspiel, beiaerden = die unbewegten Glocken mit dem Klöppel anschlagen. Ein anderer Heimatfreund, gebürtiger Mecklenburger, entsinnt sich aus Gägelow h. Sternberg des folgenden, zum Halten des Taktes dienenden Spruches:

„De Köster fött sien Fru anne Hand
un geht dormit den Damm entlang.
Bum — Bum — Bum.“

Bd.

VIII. Zu „Seiger“: In der polnischen Sprache heißt die Uhr zegar (sprich segar), der Uhrmacher zegar mistrz (eigentlich „Uhrmeister“). Augenscheinlich sind dies sogenannte Lehnwörter aus dem deutschen Sprachschatz und von dem alten deutschen Wort Seiger abgeleitet, das im alltäglichen Umgang heute nicht mehr gebraucht wird. Gestern waren wir zum Baden in Warschau, wo ich in den Straßen zweimal Firmenschilder vom Zegar-mistrz gesehen habe.

4. 10. 1940.

Soldat Otto Stein.

An unsere Mitglieder

Erst vor kurzem ist es mir möglich gewesen, die versprochenen Inhaltsverzeichnisse 1919/1939 zu versenden. Sie waren nicht eher fertig. Der Preis stellt sich auf 1,50 RM für das broschierte und 2,50 RM für das gebundene Exemplar, zuzüglich Porto. Nun kann es vorgekommen sein, daß ich infolge der unliebsamen Verzögerung einen Auftrag vergessen habe. In diesem Fall bitte ich, die Bestellung zu wiederholen, im übrigen aber meine Unachtsamkeit zu entschuldigen.

Bereits mehrfach ist an dieser Stelle darauf hingewiesen worden, daß uns die ersten Jahrgänge der Mitteilungen sehr knapp geworden sind. Einzelne Hefte, z. B. III, 2 und IV, 2, fehlen überhaupt. Da ist es uns immer peinlich, wenn Mitglieder sämtliche Jahrgänge sich binden lassen möchten und wir ihnen die Lücken mit bestem Willen nicht auffüllen können. Von 1928 haben wir reichlich, so daß wir bis auf Widerruf jeden dieser Jahrgänge für eine Reichsmark an Mitglieder abzugeben imstande sind (vgl. hierzu die Anzeige in 1937 Heft 1). Sicher liegen noch hier und da ältere Hefte, von denen sich ihr Besitzer ohne besonderen Schmerz trennt. Wir bitten dringend um Uebersendung und ersetzen gern die entstehenden Unkosten.

Das vorliegende Novemberheft hat wieder 1 1/2fachen Umfang, denn gemäß Bestimmung des Verbandes deutscher Verleger dürfen wir immer noch nicht vierteljährlich erscheinen, wie es bis 1937 gechehen ist. Zwar haben unsere Mitglieder keinen unmittelbaren Nachteil davon, weil sie entsprechend erweiterte Hefte bekommen. Aber für unsere Vereinsarbeit wäre die alte Vierteljahresausgabe übersichtlicher und darum wünschenswert. Warten wir ab!

Fr. Buddin.

Chronik des Vereins

Unser Sommerausflug, für den wir sonst Neutloster als Ziel vorgesehen hatten, mußte selbstverständlich ausfallen.

Am 15. Oktober (Dienstag) 1940 sollte im Hotel „Stadt Lübeck“ (E. Rüssau) unsere II. Mitgliederversammlung sein, in der uns Herr Schmidt-Römhild aus Lübeck einen Lichtbildervortrag über das Thema „Was war uns Gutenberg und seine Erfindung der Buchdruckerkunst“ halten wollte. Zu unserm lebhaften Bedauern hat die Versammlung nicht stattfinden können. Herr Schmidt-Römhild wäre gern gekommen und hat uns versprochen, seinen Vortrag später zu halten, sobald die durch den Krieg verursachten Hemmungen behoben sind.

Ob wir im Laufe des Winters zu einer öffentlichen Veranstaltung kommen, steht dahin. Gegebenenfalls bitten wir auf die Anzeige in der Tageszeitung zu achten.

Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg

Dienstag, den 10. Dezember 1940, abends 7^{1/2} Uhr
in „Spehrs Hotel“ (E. Gründt) im Klubzimmer unten:

II. Mitgliederversammlung

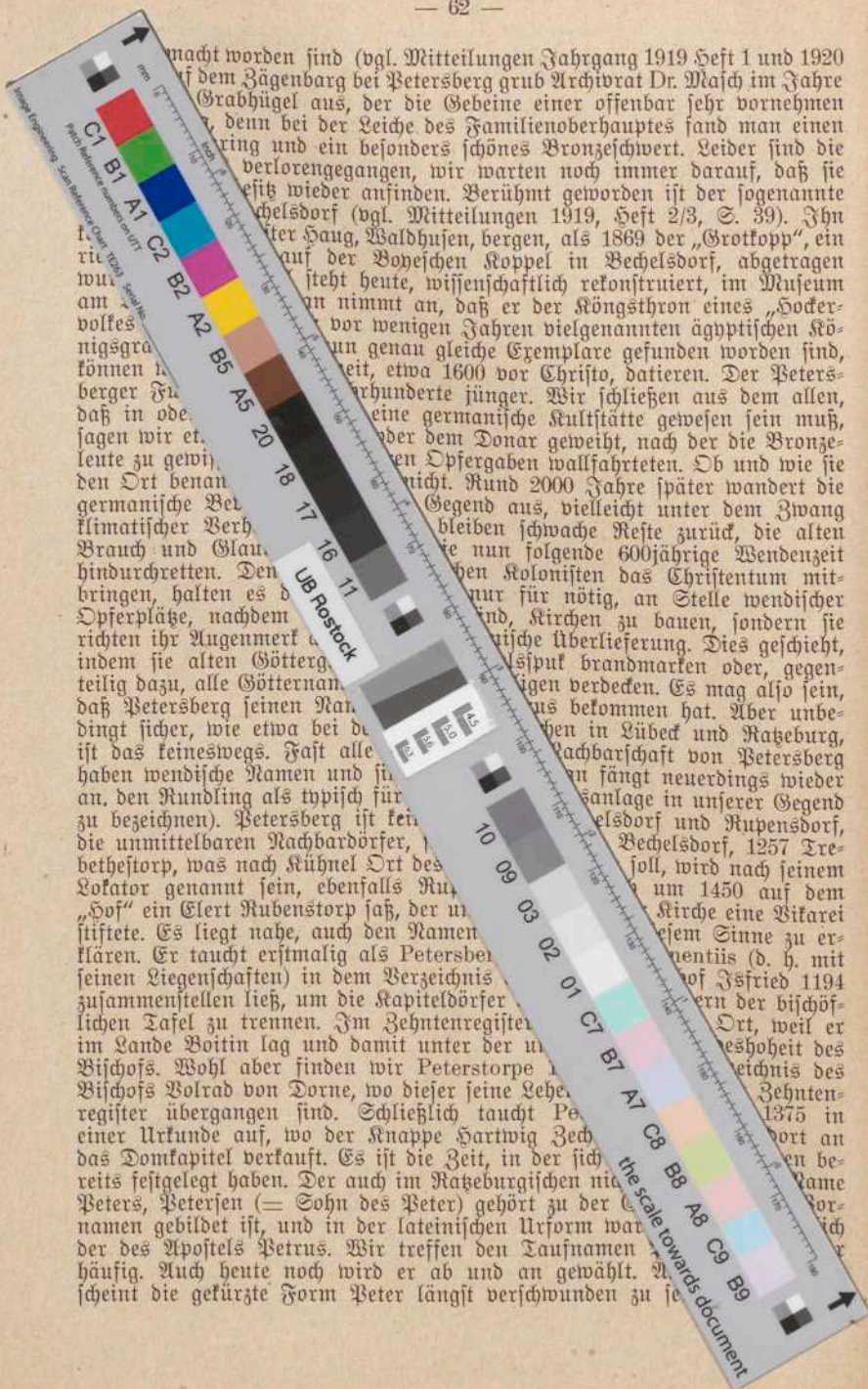
Tagesordnung:

1. Geschäftliche Mitteilungen.
2. Vortrag von Herrn Reg.-Baurat Dr. Mütter, Schönberg: Baugestaltung im Dritten Reich unter besonderer Berücksichtigung des Kreises Schönberg.

Wie immer sind auch Gäste herzlich willkommen.

Voranzeige

Voraussichtlich wird im Februar 1941 die Naturschutzstelle des Kreises Schönberg eine öffentliche Versammlung bei uns haben, und der Landesbeauftragte Herr Oberforstmeister von Arnswaldt wird einen Vortrag halten. Wir bitten unsere Mitglieder, recht zahlreich an dieser Tagung sich zu beteiligen. Näheres wird zur gegebenen Zeit die Tageszeitung bekanntgeben.



...macht worden sind (vgl. Mitteilungen Jahrgang 1919 Heft 1 und 1920
 ... auf dem Jägenbarg bei Petersberg grub Archivat Dr. Masch im Jahre
 ... Grabhügel aus, der die Gebeine einer offenbar sehr vornehmen
 ... denn bei der Leiche des Familienoberhauptes fand man einen
 ... ring und ein besonders schönes Bronzeschwert. Leider sind die
 ... verlorengegangen, wir warten noch immer darauf, daß sie
 ... esst wieder anzufinden. Berühmt geworden ist der sogenannte
 ... chelsdorf (vgl. Mitteilungen 1919, Heft 2/3, S. 39). Ihn
 ... auf der Bopeshen Koppel in Beheldsdorf, abgetragen
 ... steht heute, wissenschaftlich rekonstruiert, im Museum
 ... an nimmt an, daß er der Königsthron eines „Socker-
 ... vor wenigen Jahren vielgenannten ägyptischen Kö-
 ... un genau gleiche Exemplare gefunden worden sind,
 ... eit, etwa 1600 vor Christo, datieren. Der Peters-
 ... hundertere jünger. Wir schließen aus dem allen,
 ... eine germanische Kultstätte gewesen sein muß,
 ... der dem Donar geweiht, nach der die Bronze-
 ... en Opfergaben wallfahrteten. Ob und wie sie
 ... nicht. Rund 2000 Jahre später wandert die
 ... Gegend aus, vielleicht unter dem Zwang
 ... bleiben schwache Reste zurück, die alten
 ... ie nun folgende 600jährige Wendenzeit
 ... hen Kolonisten das Christentum mit-
 ... nur für nötig, an Stelle wendischer
 ... nd, Kirchen zu bauen, sondern sie
 ... ische Überlieferung. Dies geschieht,
 ... lsput brandmarken oder, gegen-
 ... ligen verdecken. Es mag also sein,
 ... us bekommen hat. Aber unbe-
 ... hen in Lübeck und Raseburg,
 ... achbarschaft von Petersberg
 ... an fängt neuerdings wieder
 ... sanlage in unserer Gegend
 ... elsdorf und Kupensdorf,
 ... Beheldsdorf, 1257 Tre-
 ... soll, wird nach seinem
 ... um 1450 auf dem
 ... Kirche eine Vikarei
 ... esem Sinne zu er-
 ... nentis (d. h. mit
 ... Hof Isfried 1194
 ... ern der bischöf-
 ... Ort, weil er
 ... eshoheit des
 ... eichnis des
 ... Zehnten-
 ... 1375 in
 ... ort an
 ... en be-
 ... ame
 ... or-
 ... ch